Zeitschrift: St. Elisabeths-Rosen : Monatszeitschrift für die christliche Frauenwelt
Herausgeber: Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Band: - (1910)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

St. Elisabeths-Rosen

Herausgegeben vom Schweiz. katholischen Frauenbund

Schweiz. Landesbibliothek 1910 Bern

Der »Kath. Frauenzeitung« neue Folge

Luzern. Druck und Verlag: Raber & Cie

1910 Heft 1

An unsere geehrten Abonnenten und Mitarbeiter!

Indem wir Ihnen Ihre bisherige Treue bestens verdanken hoffen wir zuversichtlich, daß Sie den „St. Elisabeths-Rosen“ auch im bereits begonnenen neuen Jahrgang zugetan bleiben werden.

Um aber den außerordentlich billigen Abonnementspreis von 1 Fr. 80 Cts. pr. Jahr aufrecht erhalten und auch die Zeitschrift möglichst ausgestalten zu können, ist eine wesentliche Vermehrung der Abonnentenzahl erforderlich.

Wir ersuchen Sie daher höflichst, da wo Sie Gelegenheit haben, ein empfehlendes Wort zur Gewinnung neuer Abonnenten anzubringen. Probehefte stehen jederzeit gerne zur Verfügung.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Administration der „St. Elisabeths-Rosen“

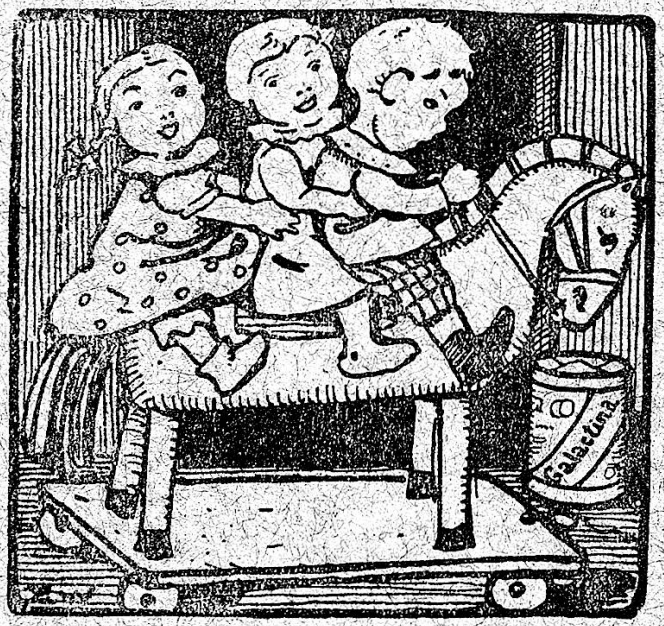
Luzern.

GALACTINA

Alpen-Milch-Mehl

Beste Kinder-Nahrung

In Apotheken, Drogerien etc



Seht die Reiter kühn und stolz!
Ist das Pferdchen auch von Holz,
Doch es trägt sie alle drei
Nach dem Galactina-Brei.

5915

Bitte

machen Sie einmal einen Versuch mit:

Singer's
Feinsten Hauskonfekten

die den Selbstgemachten in keiner Weise nachstehen.

4 Pfund netto in 8 feinen Sorten gemischt Fr. 6.— frko. Verpackung gratis durch die ganze Schweiz.

Schweiz. Bretzel- und Zwieback-Fabrik Ch. Singer, Basel

St. Jakobs-Balsam

von Apoth. **C. Trautmann, Basel.** **Hausmittel** I. Rg. als **Universal-Heil-** und **Wundsalbe, Krampfadern, Hämorrhoiden, Offene Stellen, Flechten.** In allen Apotheken à Fr. 1.25. Gen.-Depot: **S. Jakobs-Apotheke, Basel.**

Kirchenkerzen Wachsrodel

Räber & Cie., Luzern.

St. Elisabeths-Rosen

Monatsschrift für die christliche Frauenwelt

Zugleich Organ des Schweizer. kathol. Frauenbundes

Redaktion: Anna Winiſtörfer.

1. Heft | Abonnementspreis Fr. 1.80 per Jahr | 1910

Glück.

Vergebens iſt's, das Glück zu ſuchen,
Als hielt's im Graſe heimlich Raſt;
Man ſucht wohl Bucheln unter Buchen,
Doch nirgends fällt das Glück vom Aſt.

Vergebens iſt's um Glück zu betteln,
Und gehſt du rund um bei der Welt;
Sie weiß nur Unheil anzuketteln
Und wie man anderer Glück vergällt.

Du mußt dein Glück dir ſelber ſchaffen
Als ſchwer erworbnes Eigentum,
Du mußt's als Brücke mit den Waffen
Erobern dir im Siegesruhm.

Die Kraft zum Schaffen gibt die Liebe,
Die Waffen ſind Gerechtigkeit;
O, daß dich Selbſtvergeſſen triebe
Und allen machte dienſtbereit!

So geh' und opfre dich für alle,
Das iſt doch ſchon ein Anfangsſtück
Vom Glück und ſeine Zugangshalle,
Denn glücklich machen führt zum Glück.

Ja ſelbſtlos deine Pflicht erfüllen
Und deines Herzens Gotteshaus
In Opferdienſt und Weihrauch hüllen,
Das macht dein Glück hienieden aus.

J. B. M. Weiß
(Aus „Die Kunſt zu leben“.

„Einer ist euer Meister."

Geleitswort ins neue Jahr von M. Bl.

Ein weiterer Akt im Trauerspiel des menschlichen Lebens ist durchgespielt. Hinter uns liegt ein unübersehbares Trümmerfeld. Es ist bedeckt mit einer Menge von Scherben und mit den Leichen unserer Lieblingskinder, der gestorbenen Hoffnungen. — —

Heimlich, wie ein vom finanziellen Ruin Bedrohter, der über das „große Wasser" entflieht, ist das alte Jahr von uns entflohen, und das neue Jahr hat die verlassene Erbschaft übernommen, etwa wie ein Gläubiger das verwahrloste Gut des davongegangenen Schuldners übernimmt. Der Schuldbrief des Verschwundenen liegt vor — hoffnungslos! Defizit über Defizit. Es ist der alte Kalender. Mit Herzklopfen nahmen wir vor zwei Wochen den neuen zur Hand, — die neue Verschreibung auf unser Glück. Auf welches? Auf jenes, das wir noch erwarten und das wir im verwichenen Zeitabschnitt nicht gefunden haben. Aber wir müssen Bürgen haben, wenigstens einen soliden, dann gehen die andern, die unsichern, mit in den Kauf.

Um es deutlicher zu sagen: Unter welcher Führung willst du den Lauf durch das neu begonnene Jahr vollenden? Unter irgend einer Fahne mußt du marschieren. Irgend eines Geistes Wehen wird deinen Kurs bestimmen. Niemand auf dieser Erde ist voraussetzungslos. Aber die größte irdische Macht ist der geistige Einfluß. Gewaltige Kraftströme, wirksamer als die der drahtlosen Telegraphie, fluten beständig von Seele zu Seele und bestimmen unser Tun und Lassen. Niemand kann sich dem Einflusse entziehen, der von seinen Mitgeschöpfen ausgeht.

Wie groß ist schon der bloß äußere Einfluß, den zum Beispiel leibliche Schönheit oder eine sympathische Stimme oder ein geist-

volles Auge oder Witz und Humor auf uns ausüben. Desgleichen kann man durch ein reiches Wissen mächtig auf seine Umgebung einwirken, andere an sich fesseln und ihnen tatsächlich nützen. Aber es ist klar und durch die tägliche Erfahrung bewiesen, daß alle diese Eigenschaften und Gaben auch bei einem ganz gemeinen und selbstsüchtigen Charakter gefunden werden können. Sie sind es daher nicht, die bis ins Zentrum meines Wesens hinein wirken, die mein Herz gewinnen können. Wir brauchen auch nicht achtzig Jahre auf Erden gelebt zu haben, um uns zu erinnern, daß gerade jene Menschen, die den tiefsten Einfluß auf uns hatten, und denen wir willig unser Herz öffneten, von allen jenen in der Welt so hoch gepriesenen Dingen wenig oder gar nichts besaßen.

Es muß also an etwas ganz anderem liegen. Ich brauche sicherere Bürgen für meine Glücksfahrt durchs neue Jahr: Ich brauche Vertrauensmenschen!

Einen wirklich tiefgehenden, zentralen und herzgewinnenden Einfluß kann immer nur ein reiner und selbstloser Charakter ausüben, — ein Mensch, der mit der Liebe die Wahrheit und mit der Wahrheit die Weisheit verbindet. Soll ich mich einem Menschen anvertrauen, so ist das Erste, daß ich überzeugt bin: er meint es treu mit mir; er will mir nützen, nicht aber mich ausnützen; er wird es nie mißbrauchen, wenn ich ihm mein Inneres erschließe.

Ich fordere ferner von einem Menschen, dem ich mich anvertrauen soll, daß er mich recht versteht, das heißt, daß er sich hineinversetzt in mein ganzes Fühlen und Denken. Freilich, ein solches Verstehen anderer, eine solche Menschenkenntnis wird nur aus der wahren und echten Nächstenliebe geboren. Darum ist sie auch so selten. Denn nicht alle Menschenkenntnis schafft Vertrauen. Es gibt seelische Geheimpolizisten, die an Gebärde, Haltung und hundert andern Dingen erkennen, was im Menschen ist und was er etwa verbrochen hat. Jeder flieht vor dieser furchtbaren Macht; denn er mag sein Herz nicht „röntgen" lassen. Die selbstlose, verständige, mitleidige Liebe aber gewinnt das Herz und zwingt es, sich aufzuschließen, ähnlich wie der Blumenkelch den warmen Sonnenstrahlen sich erschließt.

Nur schade, daß sie hienieden nicht existiert! Oder wo finden wir auf Erden diese vollkommene Harmonie des Guten?

Wo diesen Führer von Gottes Gnaden? Das Gift der Selbstsucht hat uns alle verderbt. Es hat sich auch in die schönsten Anlagen des menschlichen Herzens hineingestohlen. Sogar jene Quelle, aus der die Liebe am reinsten fließt — ich denke an die Mutterliebe —, ist nicht frei geblieben von Verderbnis. Wie viel Mangel an Weisheit, wie viel Willkür und Verkehrtheit gibt es da nicht! — — „Schwarzseher!“ höre ich jemand sagen, „gibt es nicht herrliche Geistes- und Charaktervorzüge genug auf Erden?“ Gewiß. Aber jeder Menschenkenner weiß, daß sich der eine Vorzug beim Menschen meistens auf Kosten eines andern entwickelt. Ein scharfer kritischer Denker wird in der Regel die Wärme des Gemütes vermissen; und umgekehrt. Ein Mann mit großen, weltbewegenden Gedanken wird selten den rechten Sinn fürs Kleine haben. Der Geduldige ist fast nie der Energische, und dem Energischen fehlt meist die Geduld. Der liebenswürdige, sanftmütige Mensch hat nicht die Fähigkeit, an der rechten Stelle zu zürnen und zu trotzen. Der Mann mit der herzgewinnenden Freundlichkeit neigt zur Liebedienerei, der offene, gerade Charakter zur Rücksichtslosigkeit und Härte.

Also überall Beschränktheit, überall Unvollkommenheit. Kein sogenannter Großer war davon ausgenommen. Der Menschenkenner erlebt schmerzliche Enttäuschungen, wenn er sich seinen Idealen naht. Will man sie erhalten, so muß man ihnen drei Schritt vom Leibe bleiben. Wer das nicht tut, der wird unfehlbar nicht nur Flecken, sondern sogar Schrammen und Risse an dem schönen Kunstgebilde entdecken. Aber Einer ist, der jede Kritik aushält, Einer — der Einzige —, dessen Glanz nicht nur nicht erbleicht, sondern stets reiner und voller wird, je näher wir ihm kommen: Jesus von Nazareth, der Gottes- und Menschensohn. Während es sonst bei den Menschen so ist, auch bei den allerbesten, daß, je länger wir mit ihnen umgehen und je gründlicher wir sie kennen lernen, sie desto mehr an Vollkommenheit für unser Empfinden einbüßen, wie der Humor im Sprichwort sagt: Der gründlichste Kenner seines Herrn ist sein Kammerdiener; denn dieser kann beobachten nicht bloß wie sich sein Herr andern gegenüber gibt, sondern wie er in Wirklichkeit ist, so verhält es sich bei Jesus gerade umgekehrt: je näher wir ihm treten, je rückhaltloser sein Bild sich uns erschließt, desto heiliger

und vollkommener erscheint er uns, desto idealer für unsere Nacheiferung, desto passender für unsere Führung. „Einer ist euer Meister!“ (Matth. 23, 8.)

Seine Meisterschaft soll und wird uns zustatten kommen vor allem in dem, was wir am wenigsten verstehen und worin wir am meisten Fehler machen: in der rechten Behandlung der Menschen.

Nie schreckt ihn das ab, was uns so bald abschreckt: die menschliche Sündhaftigkeit. Niemals schaudert er zurück, wie tief auch der seelische Abgrund sei, der sich vor ihm auftut: es gibt kein Beispiel, daß seine Liebe auch nur ein einziges Mal versagt hat. Stets richtet sich sein Hauptaugenmerk darauf, jeder Seele, die ihm naht, Vertrauen einzuflößen, — Vertrauen, daß ihr zu helfen sei, Gottvertrauen und recht verstanden auch Selbstvertrauen.

Aber dabei ist er weit entfernt von schwächlicher Nachsicht. Ueberhaupt hat es nie eine weniger süßliche Religion gegeben als die Religion Christi, nie einen männlichern und energischern Charakter als den seinigen. In diesem Geiste hat er — bei aller Langmut und Geduld — auch mit seinen Aposteln verkehrt. Als Petrus ihm vom Leidensweg abraten will, muß er sich den Titel „Satan“, das heißt Widersacher, gefallen lassen. Und als derselbe auf seine unerschütterliche Liebe und Treue pocht gegen die andern Jünger, muß er hören, daß gerade er vor allen andern ihn dreimal verleugnen werde. Die Ehebrecherin (Joh. 8) schützt Jesus mit mächtiger Hand gegen ihre Feinde. Mit dem einfachen Wort: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“, zerstreut er die Schar der Scheinheiligen. Es könnte scheinen, als ob der Herr aus der Sünde des Weibes wenig machte. Daher wurde früher die Erzählung aus übertriebener Aengstlichkeit in mancher Volksbibel ausgelassen. Daß aber das Gegenteil der Fall ist, daß das Mitleid mit der Sünderin keinen Augenblick sein Urteil trübt in betreff der Schwere ihrer Schuld, zeigt uns das heilig ernste Wort: „Geh' hin und sündige hinfort nicht mehr!“ Wie mußte sich jetzt dieses Wort in ihr schuldbeladenes Herz einbohren, nachdem es zuerst durch die wunderbare Milde Jesu ganz erweicht worden war! —

(Schluß folgt.)

Die Jungfrau — Mutter.

(Zum Feste der heiligen Familie.)

Jungfrau, wie erstrahlt so ungewohnt
Dein Antlitz, wenn der Knabe rosenfarben,
An dich geschmiegt, mit Liebe Wonne lohnt!

Es klammert sich der Efeu enger nicht
Mit hundert Fingern an die alte Eiche,
Als ihn dein Arm und seiner dich umflicht.

Wie hebt er kosend sich zu dir empor
Und saugt der Mutterliebe sanften Odem!
Du neigst die Wang' entgegenkommend vor.

Aus Gottesmund der Liebe Balsamwein
Trinkst, Stirn an Stirn und Herz an Herz ge-
Du Glücklichste mit ganzer Seele ein. [drückt,

Nur e i n e Seele — Sohn und Mutter hier,
Du, Jungfrau, lebst allein in deinem Kinde,
Voll süsser Freude lebt dein Kind in dir!

(Aus „Die Mutter.“) Jakobus Balde.

Erlachs Tochter.

Erzählung von Sylvia. (Nachdruck verboten.)

IV. Wetterleuchten.

Ein herrlicher Tag war aufgestiegen und die ganze Stadt in Spannung und frohester Erwartung. Alles war zum Empfange zahlreicher, ritterlicher Gäste vorbereitet. Schon in aller Frühe weckten die muntern Trommler und Pfeifer, die durch die Tore ein- und auszogen, die Bewohner aus dem süßen Schlafe. Aber so freudig aller Augen am Morgen gestrahlt, soviel Mißmut, Aerger und Verdrossenheit lag am Abend des verhängnisvollen Tages auf den Gesichtern der enttäuschten Bewohner der Stadt. War doch das Fest schlecht besucht. Nur einige wenige Ritter waren erschienen, was lähmend, ja geradezu drückend wirkte.

Eben neigte sich die Sonne zum Untergange, als der greise Schultheiß der Stadt, an der Vinzenzkirche vorbei gesenkten, sinnenden Hauptes auf die Leutpriesterei zuschritt. Er mußte in wichtige Gedanken vertieft sein; denn der sonst leutselige Mann beachtete die freundliche Begrüßung der ihm begegnenden Bürgersleute kaum. Und es war auch so! Johann von Bubenberg war in kritischer Lage, und sein Bern, deren Oberhaupt er seit Jahren war, nicht minder. Er mußte sich Rats erholen bei einem tüchtigen Manne, und wo fand er ihn besser, als bei seinem treuen Freunde, dem allgemein beliebten Hirten des Volkes, beim Stadtpfarrer Theobald Baselwind?

Dieser hatte von seinem Fenster aus den wackern Staatsmann schon kommen sehen, kam ihm freudig entgegen und führte ihn auf seine Stube.

Die Begrüßung war kurz, aber innig, uud Bubenberg einen Armstuhl hinschiebend, bemerkte der Pfarrherr: „Ich ahne, was euch herführt."

„Ihr wißt es eigentlich schon," entgegnete dieser mit einem leisen Seufzer, indem er sich setzte, „denn auch ihr versteht so gut, wie ich — wie Alle — die Antwort unserer Gegner, als wir durch das veranstaltete Turnier die Frage stellten: Wollt ihr Krieg oder Frieden?! . . . Krieg will man! Das bestätigt nicht nur der Mißerfolg des Festes, das sagt noch deutlicher ein Schreiben, das mir heute durch einen kaiserlichen Boten zugegangen." Und eine Schriftrolle aus seinem Busen ziehend, sagte Bubenberg leise, als scheue er sich, es laut auszusprechen: „Hier ist die Kriegserklärung des Grafen Gerhard von Valangin, eines Bevollmächtigten des Kaisers Ludwig."

Der Pfarrer wurde noch blasser, als er sonst war, und entgegnete ebenso leise: „Also Krieg! Wirklich Krieg!“ Düster schauten die beiden Männer zu Boden, . . . Bubenberg mit dem Federbusche an seinem Hute, der auf seinen Knieen lag, spielend, Baselwind starr auf die silbernen Schnallen seiner Schuhe blickend.

„Ja, guter Freund, Krieg!“ fuhr der Schultheiß fort, sein Haupt plötzlich mutig emporhebend. „Und daß ihnen Ernst ist, beweist der Umstand, daß Valangin bereits bernerisches Gebiet mit Raub und Brand heimsucht, wobei ihn Peter von Aarberg eifrig unterstützen soll, er, der doch mit seiner Burg den Bernern wohl verpflichtet wäre.“

„Und hat man den Bedrohten keine Hilfe gesandt?“ forschte der Pfarrer.

„Gewiß, mein Teurer! Und während wir hier beisammen über die Schicksale des Landes beraten wollen, sind bereits einige Mutige ausgezogen, heute Nacht noch die Burg des elenden Verräters Aarenberg mit List zu überrumpeln!“

„Möge es den Tapfern glücken! Aber, mein guter Schultheiß, wäre nicht noch eine Aussöhnung möglich? Krieg ist eine schreckliche Sache! Krieg! Was begreift dieses Wort nicht alles in sich!“

„Es ist unnütz! Es ist zu spät! Das glaubt auch unser Gönner, der brave Ritter Rudolf von Erlach. Noch einmal will er seine Beredsamkeit aufbieten, um Nidau auf bessere Gesinnung zu bringen. Was er ausrichtet, bleibt abzuwarten.“

Pfarrer Baselwind, der die ganze, ernste Sachlage wohl durchschaute, redete immer wieder auf den bernerischen Schultheißen ein, noch einmal alles daran zu setzen, die mächtigen Feinde in Freunde umzuwandeln. Er erachtete es als seine heiligste Pflicht, als Mann des Friedens, sein Volk vor den Greueln des furchtbaren Krieges mit all den schrecklichen Folgen zu bewahren.

Aber — wie sehr auch die erfahrenen Männer hin und her berieten, Aussicht auf Frieden schien sich nirgends mehr zu eröffnen. Haß und Neid der vornehmen Geschlechter waren zu weit gediehen. Ein Zurück gab es nicht mehr, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, als Feiglinge verspottet und erst recht unterdrückt zu werden. Und diesen Vorwurf sollte man der freien Reichsstadt nie machen können. Das stand fest bei Baselwind und Bubenberg.

So gelt es denn, sich zu rüsten, Mut zu zeigen, um den Uebermut zu züchtigen.

„So sei es!“ rief begeistert der fromme Priester. „Für Gott und Vaterland! Ich werde nicht zurückbleiben! Mit meinen Bernern ziehe ich aus, mich schreckt weder Schwert noch Tod!“ Und tränenfeuchten Auges reichte er seinem Freunde die geweihte Hand zum Bunde dar. Bubenberg ergriff sie freudig.

„O, jetzt wird es gut gehen! Ihr werdet es verstehen, mit dem heiligen Wort des Herrn die Scharen unserer Tapfern zu stärken, ja zu entflammen! Ihr werdet sie ausrüsten mit dem Brote des Lebens, ehe sie ins Feld ziehen, damit der Gott der Bedrängten mit ihnen und für sie kämpfe! Und hört: So traurig die Zeiten auch sind, so wenig Beschützer wir auch zu haben scheinen, wir stehen dennoch nicht allein . . . Ich habe mich um tüchtige Hilfe umgesehen.“

„Und gefunden?“

„Gewiß! Von den in Abhängigkeit gebrachten Freiherren von Weißenburg und deren Herrschaft Simmental, sowie vom Hasle werden wir Zuzug erhalten. Auch Solothurn bleibt treu. Sonst freilich ist aus dem Westen keine Unterstützung zu hoffen. Und doch — was mich am meisten mit Zuversicht erfüllt, ist: wir werden die tapfern Waldstätter, die Unbesiegbaren, sicher an unserer Seite haben. Vor fünfzehn Jahren haben diese ja selbst die Bruderhand Berns dankbar angenommen, als sie im Interesse Oesterreichs durch Kyburg vom Oberland, vom Brünig her, bedroht wurden.“

„Ihr habt recht. Aber wie, — erhieltet ihr schon Zusage von den freien Männern, drüben in den wilden Bergen?“

„Eben jenes Dienstes gedenkend, den ihnen Bern erwiesen, durfte ich annehmen, sie würden jetzt uns in unserer bedrängten, wo nicht gefahrvolleren Lage nicht im Stiche lassen. Und so sandte ich den edlen Herrn von Kramburg hinüber mit der herzinnigen Bitte, man möchte in großer Not uns Freundeshilfe nicht versagen.“

Bubenberg hatte kaum die letzten Worte ausgesprochen, als an der Türe fast heftig geklopft wurde.

Die Beiden, die in so lebhafter Unterhaltung begriffen, fuhren beinahe von ihren Stühlen auf, als auch schon die Türe aufflog und Herr von Kramburg, der Abgesandte, auf der Schwelle erschien.

Mit einem Ausruf der Freude eilten beide auf den unerwartet Heimkehrenden zu, ihm den staubigen Mantel von der Schulter nehmend.

„Da treffe ich ja die Rechten beisammen,“ hatte Kramburg beim Oeffnen der Türe ausgerufen. „Verzeiht, Schultheiß, wenn ich mich

hieher verirrt. In eurem Heim traf ich euch nicht, und eure Tochter, das verständige Aennchen, hat mir den Vorschlag gemacht, euch da zu suchen. Und so komme ich wohl als Dritter in der Beratung nicht unangenehm; denn ich bringe gute, sehr gute Nachricht, doppelt gute, nach all den Ereignissen, die seit meiner Abwesenheit geschehen, wie ich auf meinem heutigen Ritt über den Brünig vernommen."

„Vorerst macht's euch bequem", mahnte Pfarrer Baselwind, „und stillt den Durst mit einem Becher Wein, den ich euch von Herzen gern vorsetze, und dann mögt ihr erzählen!" Der freundliche Seelsorger holte selbst seine schönsten Trinkschalen hervor, die er mit feinem Burgunder füllte, während Kramburg, sich den Schweiß von der Stirne wischend, am kleinen Tisch Platz genommen hatte.

„O, guter Kramburg," sagte ein um das andere Mal Johann von Bubenberg, „ihr habt also guten, sehr guten Bericht? Wie nahm man unsere Bitte in den Waldstätten auf?"

„Wie ihrs denken könnt, und wie wir's nicht anders erwarten durften von Helden, die in der starken Mannesbrust auch ein starkes und edles Herz bergen . . . O, es ist rührend, mit welcher Teilnahme Landammann und Volk von Unterwalden mich, den Bittsteller, aufgenommen. Kaum hatte ich unsere schwere Lage dargelegt, als man ohne langes Besinnen mir die herrliche Antwort gab: „Gehet und saget euren Mitbürgern", so haben die Waldstätter gesprochen: „Liebe Freunde! nie spürt man den Freund mehr als in der Not! Wenn es euch nun Not tut, sollt ihr Freunde an uns haben und finden! Ja, saget ihnen, daß wir kommen, um mit den Bernern zu siegen oder zu sterben!"

„Und wie zu heiligem Gelöbnis hoben sie die arbeitsharten, waffengeübten Hände zum Himmel, und ein heiliges Feuer der Begeisterung leuchtete aus den treuen Augen."

Bubenberg und Baselwind hatten in Ehrfurcht Kramburgs Worten gelauscht und Tränen der tiefinnersten Bewegung rollten den Beiden über die Wangen in den Bart.

„Und da sollen wir uns fürchten!? Nein! Ewig nein!" rief der Leutpriester von St. Vinzenz. „Es sei! — Ja, es sei! Für Gott und Vaterland!"

Lange noch saßen die drei Freunde beisammen. Sie gewannen in gegenseitiger Aufmunterung wieder ihren hohen Mut und das volle Sicherheitsgefühl, ohne das ein Erfolg nicht denkbar ist. Es galt ja Leben oder Tod . . .

Draußen auf den Gassen und Straßen war völlige Ruhe 'eingekehrt. Es nahte die späte Stunde, in der die Stadttore nach Gesetz geschlossen werden sollten.

So verabschiedete man sich von der Leutpriesterei, von dem eifrigen und unerschrockenen Anhänger des Papstes, dem mutigen Deutschordenspriester.

Kaum waren die beiden Staatsmänner fort, als der Pfarrer, den großen Kirchenschlüssel zu sich steckend, ebenfalls die Stube verließ und das Gotteshaus aufsuchte.

Geheimnisvolles Dunkel herrschte in den heiligen Räumen; nur das ewige Licht vor dem Hauptaltare wies ihm zitternd den Weg. Fast geisterhaft blickten die mächtigen Holzstatuen der Heiligen von den hohen Wänden, aber der Priester war hier zu Hause und manche Stunde in stiller Nacht hatte ihn vor dem Tabernakel im Gebete gesehen. Auch jetzt war er ja gekommen, seine Seele vor Gott auszugießen, sich mit dem Generalissimus aller Völker, dem Herrscher und Herrn der himmlischen Heerscharen zu unterhalten über all das, was seiner geliebten Herde drohte.

Baselwind war ebensosehr Ordensmann, wie kühner Streiter, eine ebenso kindlich fromme Seele, wie ein heldenmütiger Verteidiger der gerechten Sache. Bald war er daher ganz mit jenem vereint, der durch den Mund des Propheten gesprochen: „Meine Wohnung soll unter ihnen sein; ich will ihr Gott und sie sollen mein Volk sein!“ —

Der Leutpriester war glücklich bei dem einen großen Gedanken, Gott mitten unter seinem Volke zu wissen und nach inbrünstigem Flehen erhob er sich mit dem hohen Entschluß, die hl. Eucharistie mit in die bevorstehende Schlacht zu tragen. Er verließ das stille Heiligtum, Mut und Vertrauen in der Brust.

V. Nur ein Mann.

Einige Tage später, da in Bern in der einfachen Stube der Leutpriesterei über das Schicksal des bedrängten Volkes von dessen Oberhäuptern im Frieden verhandelt wurde, tagte auf dem Schlosse Nidau der erboste und von Ingrimm aufgestachelte Adel. Der hohe Rittersaal widerhallte von Lästerungen und Anschuldigungen auf das ungefüge Bern, das nicht mehr eingehen wollte auf die lüsternen Forderungen des Ehrgeizes und der Habsucht. Finster hatte sich Kyburg erhoben und den hohen Herren zugerufen: „Sie muß von der Erde vertilgt

werden, diese kleine, unduldsame Stadt, die uns im Wege steht! Soll denn die Schneiderelle über dem Ritterschwerte glänzen? . . . Die Ahle über dem goldenen Sporn? . . . Soll der gemeine Bauer über dem hohen Adel stehen? . . . Soll das Ritterschloß zu einer Bude herabsinken? . . . Der starke Helm zum Gerstenviertel werden, und gar zum Saumtier das stolze Roß? . . . Nimmermehr!" Und sein Schwert aus der Scheide ziehend, forderte er die Genossen seines Hasses auf zum Schwure, nicht zu ruhen und zu rasten, bis Bern gefallen sei! „Der Rivalin muß das kecke Haupt zerschmettert werden!"

Schaurig erdröhnte die Vernichtungsrede durch den weiten Saal, und Graf von Nidau, Peter von Gryerz, die Abgesandten des Kaisers, des Herzogs von Oesterreich und der Stadt Freiburg erhoben sich heftig von ihren Sitzen, gleichfalls ihre Schwerter zu kräftiger Beistimmung in der Luft schwenkend, so daß sie im Glanze der Abendsonne, die eben ihre hellen Strahlen durch die mächtigen Bogenfenster warf, aufblitzten und funkelten.

Nur einer hatte nicht geschworen, ja sich nicht einmal erhoben. Jetzt — nachdem der wilde Sturm sich etwas gelegt hatte, stand auch er auf, der edle Ritter Rudolf von Erlach, Kastellan des Grafen von Nidau.

Heiliger Ernst lag auf der hohen Stirne, hinter der, während es um ihn tobte, wichtige Pläne und edle Gedanken mit klarer Vernunft Rats gepflogen. Würdevoll streckte er die nervige Hand aus, um geneigtes Gehör bittend.

Wohl sah er stechende Blicke auf sich ruhen, aber seine Stimme klang ruhig und fest: „Edle Herren, ihr habt geschworen, und fast fürchte ich, daß Freundeswarnung zu spät kommt. — Ihr werdet sie töricht heißen, diese meine Rede und doch spricht Ueberlegung und guter Wille zu euch! Ihr habt leider eine böse Saat gesäet, die bereits zu blutiger Ernte sich ausreift! Einen Löwen habt ihr gereizt, der zu mächtigem Sprunge aushebt! Nur um eines möchte ich euch deshalb bitten: Schätzet den Feind nicht zu gering! — — Denkt an Dornbühl! . . . Denkt — wie man den Adel dort geschlagen hat . . . Nimmer bring' ich's aus dem Gedächtnis, wie mein seliger Vater mir, dem Knaben, die Schlacht geschildert hat! Wie er meine innerste Seele oft durch das erhabene Bild des Heldenmutes gerührt! Dreifach war der Adel den Gemeinen überlegen und dennoch siegten diese! Und warum? — O, sie waren alle nur ein Herz und eine Seele, nur eine Kraft und eine Hand! Sie waren alle stark in der Eintracht, unüberwindlich

im treuen Zusammenhalten, aufs allgemeine Wohl bedacht und nicht auf die Herrschaft des Einzelnen! Mir geziemt es zwar nicht, zu entscheiden, wer im Unrecht sei, wer die Züchtigung verdient. Der Vasall des Grafen von Nidau hat sein Ritterwort nicht frei! Nur dies eine möcht' ich euch noch fragen: Wollt ihr meine Güter, die in Berns Gewahrsam liegen, wollt ihr diese meine Güter, die der Herr mir verliehen hat, wollt ihr sie mir sicher stellen, Herr von Nidau? . . . Wollt ihr's nicht . . . wohlan! so gebet meinen Diensteid mir zurück!" . . .

Kühn und offen hatte Ritter von Erlach gesprochen und mit steigender Spannung hatte man in der Runde seinen freien Worten gelauscht.

Ein dumpfes Murren ging durch den Saal und düsteres Grollen wurde laut . . .

Ein spöttisches Lächeln um die verbissenen Lippen, fragte Nidau verächtlich: „Eure Güter, in Berns Gewahrsam, soll ich schützen?"

„Ja wohl, mein Herr! Könnt ihr's nicht, so werd' ich selber meines Edelhauses Glück zu wahren wissen!"

„So tut's," klang es hart, und hochmütig mit den Achseln zuckend, erklärte Graf von Nidau: „Soll ich euch halten, Herr von Erlach, euch, einen Mann, dessen Faust ich leichter vermisse, als daß ich ihm sein Gut sicher stellen kann? Ihr möget gehen! Ein Mann, ein einziger, wird nicht den Ausschlag geben . . . Auch ohne euch wird Tapferkeit und Recht den Sieg erringen! Gehet — nicht nötigen will ich euch, zu uns zu stehen, wenn es euch an Mut gebricht!"

Erlach fühlte den ganzen Stachel des Hohnes, der in den letzten Worten lag; doch er bezwang sich männlich. Sein Auge aber flammte in trotziger Kühnheit auf und seine Antwort drang wie eine mächtige Prophezeiung in aller Herzen ein: „Wohlan, ich danke, daß ihr frei mich gebet! Doch denkt daran, nur einen Mann habt ihr mich geheißen, und ich werde zeigen, daß ich's bin!"

Und sich verneigend, schritt er erhobenen Hauptes durch die Reihen, die mit staunendem Ingrimm ihm zur Seite wichen. Nicht hörte er mehr das Toben wütenden Zornes; nicht erreichten ihn mehr die Pfeile des Hohnes und Spottes, die seinem Freimute nachgesandt wurden. Die Brust schlug ihm jetzt leicht unter dem glänzenden Rittergewande . . .

Im Hofe drunten stand, nachlässig an die Stalltüre gelehnt, der stämmige Stallmeister Gotthard.

„Meinen Hengst!"

„Euren Hengst? Wollt ihr schon fort, edler Herr? Ihr? Und ich meinte, gerade euch könnte man am besten brauchen da oben, wo es so überlaut zugeht, daß auch ein alter Gotthard mit fast tauben Ohren mehr hört und vernimmt, als ihm gefällt und lieb ist."

„Nein, treuer Alter," lächelte Erlach, „gerade mich entbehren sie leicht! Was tut's! Ein Mann gibt ja nicht den Ausschlag."

„Gut, Herr, wer nicht hören will, muß fühlen, das sagte schon meine Mutter, wenn ich als loser Bube in Nachbars Felder einbrach und mir dort statt rotwangiger Aepfel eine Tracht Prügel holte! — — 's könnte am Ende auch so gehen denen da oben! Möge ihnen Gott gnädig sein!" Diese letzten Worte sagte Gotthard mit fast feierlichem Ernste, während er Erlachs Hengst am Zügel herbeiführte. Frei atmete dieser auf, als er ihn bestieg, um in den klaren Frühlingsabend hinauszureiten, Bern zu.

Nun gehörte sein Schwert, Herz und Hand, Energie und Kraft der geliebten Stadt.

„Ja, sie sollen es erfahren," sagte er entschlossen zu sich, als er seinem Tiere die Sporen in die Weichen drückte, daß es für einen Augenblick hoch sich aufbäumte und dann zu vollem Laufe ausholte. „Ja, sie sollen es erfahren, was ein einziger Mann vermag, was ein einziger Mann zu bedeuten hat." Und die Hand an den Schwertgriff legend, fuhr er fort: „Diese Faust werden sie fühlen, diese einzige Faust des einzigen Mannes, dessen Stärke sie hochmütig belächelt und gering geschätzt."

Und hinüberblickend in die Alpenwelt, blitzte es immer kühner, immer selbstbewußter in den dunklen Augen auf: „Haben wir erst die Waldstätter an unserer Seite, wie Freund Bubenberg zuversichtlich hofft, dann gehabt euch wohl, ihr Herren und Ritter, auf den stolzen Burgen und Schlössern, möge Gott euch gnädig sein! so sag' auch ich mit dem klugen Stallmeister auf der Nidau."

Und sein Auge haftete hoffnungsfroh an den malerischen Bergriesen, um deren unberührte Stirnen die scheidende Sonne ihre Purpurrosen flocht, während er sinnend die Straße einhertrabte.

Nach kurzem Ritt nahm ihn ein dämmeriges Wäldchen auf. Ein kleines Bächlein rieselte am Wege dahin und die Tannen, die ihre ewig grünen Wipfel im Winde bewegten, erzählten sich ihre hundertjährigen Märchen, indes lebhafte Eichhörnchen auf den Zweigen saßen, mit den Vorderfüßen die Zapfen hielten und rüstig den glatten Samen aus dem dichten, festen Blättergehäuse herausnagten. Immer dunkler, immer stiller

ward es im Walde . . . Bald nahte Erlach dem sogenannten Marterstöcklein, einem unförmigen, groben Steinsockel, aus dem ein verwittertes Holzkreuz aufragte, das frommer Glaube zur Sühne und zum Gedächtnis einer schaurigen Tat aufgestellt, die hier vor vielen Jahren im Waldesdunkel geschehen. Ein undankbarer, unnatürlicher Sohn hatte da an der Stelle seinen alten Vater im Wortstreit mit der Axt erschlagen. Ein schreckliches Verbrechen, das er auf dem Rade büßte. Sonderbare Gefühle regten sich in seiner Brust, als er herangeritten vor dem Holzkreuz das Haupt entblößte und ein stilles Gebet sprach. Allerlei Gedanken und Bilder beschäftigten seine erregte Phantasie. Da, plötzlich drang leises Weinen an sein Ohr . . .

Da er niemanden in der Nähe erblickte, überkam ihn beinahe ein unheimliches Gruseln, ging doch die Volkssage, es müsse die Seele des Mörders zur Nachtzeit im Walde wandeln und mit ihren Tränen das vergossene Blut abwaschen, darum höre man von Zeit zu Zeit beim Marterstöcklein Schluchzen und Weinen.

Doch Erlach war nicht der Mann, der irgendwelcher Furcht nachgab. Mit lauter Stimme rief er, daß das Echo von allen Seiten widerhallte: „Wer ist hier? Bedarf jemand der Hilfe?!“

Da erhob sich aus dem nahen Gebüsch ein armes Weib mit einem in dürftige Kleidung gehüllten Knaben, der zitternd neben ihr auf dem feuchten Moos kauerte.

Der Edelmann sprang rasch aus dem Sattel und sagte so weich, als es ihm möglich war: „Was ist euch, gute Frau, und was führt euch zu so später Stunde hieher?“ — —

Die milde Rede goß Vertrauen in des Weibes Seele und schüchtern wagte sie aufzuschauen zu dem schönen, unbekannten Manne mit dem glänzenden Degen an der Seite.

„Herr, ich bin müde, zu Tode müde, und doch muß ich heute Nacht noch Bern und morgen Brienz erreichen, soll nicht unser kleines Anwesen einem der Dienstmannen der Herren von Ringgenberg in die Hände fallen.“

„Und welchem? Und wieso?“ forschte Erlach, aus der Satteltasche seines Hengstes eine Flasche mit belebendem Tranke hervorziehend und sie der Dürstenden hinhaltend.

„Dem Ritter jenseits des Brünig, dem leichtlebigen, jungen, übermütigen Jost von Rudenz, der in frevelhaftem Spiele meinem unbesonnenen Manne sein ganzes Hab und Gut abgespielt und — das er haben

will, unbekümmert darüber, ob dessen Frau mit ihrem hungernden Kinde zugrunde geht! Ach, Herr, die Zeiten sind traurig . . . Statt friedlicher Arbeit bei Haus und Herd muß der gemeine Mann die Waffen ergreifen für die Sicherheit der großen Herren, von deren Gewissenlosigkeit er zudem noch erwürgt wird."

Die letzten Worte klangen wie ein Schrei der Verzweiflung und, als fürchtete die Aermste, zuviel gesagt zu haben, sank sie, wie um Vergebung bittend, vor dem Edelmanne in die Knie . . .

Erlach schaute sie groß an, sann einen Augenblick, hieß sie aufstehen und legte dann beruhigend seine Rechte auf ihre Schulter.

„Frau, ihr sagt einerseits zuviel, anderseits aber sprecht ihr wahr! Doch beruhigt euch! Euer kleines Hab und Gut soll euch bleiben, so wahr ich Ritter Rudolf von Erlach bin!"

„Ihr seid der weise und tapfere Herr von Erlach? O, seid gut und zürnet meiner Rede nicht!" rief erschrocken die weinende Mutter.

„Seid unbesorgt, sag' ich euch. Die Hand eines Ritter Rudenz soll nicht auf eurem Eigentum lasten! Euer Mann aber soll das Spiel lassen! Doch jetzt kommt. Ich führ' euch in ein Haus, wo man auf mein Wort hin euch Herberge für die Nacht und Stärkung für den ermatteten Leib gewähren wird. Fürchtet euch nicht, mein Tier ist fromm und lenksam, sein Schritt sicher! Ich halt's am Zügel und meinem Griff gehorcht es, verlaßt euch darauf." Und der schwankenden Frau die Hand reichend, half er ihr auf den Sattel, und schritt schweigend eine Weile mit dem Knaben nebenher . . .

Dann hörte er den ganzen traurigen Bericht der Beiden, und auch, wo ihre einsame Hütte stand, wer sie seien und wie alles mit dem Ritter jenseits des Brünig so gekommen sei . . .

Erlach horchte erstaunt und tief im Innern betroffen der ebenso einfachen als vielsagenden Erzählung zu.

Inzwischen hatte man ein stilles Bauerngehöfte erreicht. Der Ritter kannte das Heimwesen und dessen wackere Hausfrau. Es bedurfte daher nicht vieler Worte, den müden Wanderern ein Lager zu erhalten.

Tränen des Dankes quollen dem gerührten armen Weibe aus den Augen und benetzten die Hände des edlen Wohltäters, die dasselbe ehrfurchtsvoll küßte, indessen seine Lippen ihm tausendfachen Segen für gütiges Wohltun wünschten.

Jetzt mußte Erlach das Versäumte nachholen, um nach Reichenbach, auf sein Landgut zu kommen. Dorthin hatte er seine Dienstmannen

und Krieger bestellt und mit ihnen, so stand es jetzt bei ihm fest, wollte er dann baldigst in die Stadt einziehen, um sich ihr zur Verfügung zu stellen, war es doch hohe Zeit.

Die Ueberrumpelung der Aarberg war mißglückt und dadurch die Feinde noch übermütiger gemacht. Sie duldeten keinen Aufschub mehr. Das hatten ihm die erhitzten Gemüter auf der Nidau zur Genüge bewiesen.

So ritt denn der entschlossene Mann durch die schweigende Nacht dahin. —

Die erlebte Szene mit dem Bettelweibe hatte ihn zudem tiefer erfaßt, als er sich's gestehen wollte.

Der Name Jost von Rudenz bohrte sich schmerzlich ein.

„Ha!" sagte er sich, „Jost, Ihr seid ein sauberer Edelmann! Ihr schändet den Namen Eures wackeren Vaters, Eures schönen Landes! Mit gemeinen Jagd- und Landknechten in Dorfschenken zu spielen, schämt Ihr Euch nicht! — Und dabei aspiriert Ihr auf die Hand der Tochter eines Erlach? — — Wahrlich, Ihr verrechnet Euch gewaltig! Dazu ist mein Vaterwort, mein entscheidendes Ja nie und nimmer zu haben . . . Meine Margarita muß verdient sein, Ritter Jost! Das schwöre ich bei Demjenigen, der dort ob den Sternen mir Vaterrechte über das teure Kind gegeben!!" —

(Fortsetzung folgt.)

Des Hauses Sonnenschein.

„Das ist des Hauses Sonnenschein,
Der leuchtet auch in trübster Zeit,
Der lacht in jedes Kämmerlein,
Ob's draußen noch so stürmt und schneit."

Nicht jeder Frauenseele erscheint das Leben als eine „heitere Sache", wie Vater Haydn, der Komponist der „Schöpfung" es nannte, im Gegenteil, die meisten Evastöchter klagen, daß der Lebensweg neben den Blumen gar viele Dornen trage und graue Wolken sich vor die Sonne stellen. Tief in jeder Brust aber wohnt die Sehnsucht nach Freude und Glück, und mit M. Herbert möchte man sagen:

„Und mein Herz fragt wie ein Kind:
Ist das Glück noch weit."

Der schlesische Dichter Paul Keller schreibt in einer seiner Novellen: „Irgendwo an Deinem Wege steht das Glück und wartet auf dich, geh nur nicht vorüber! Du darfst nicht nach den Wolken sehen; denn da ist es nicht, nicht in den Straßenstaub starren; denn da ist es auch nicht. Es

wird dir nicht nachlaufen, wenn du es stehen lassest und dir nicht entgegeneilen."

Viele haben diese Worte gelesen, die einen mit leuchtenden Augen, die andern mit dem Blicke stiller Resignation. Alle aber sehnen sich nach Glück als ihres Hauses Sonnenschein.

Was ist Glück? Ja, wer das kurz sagen könnte. Jeder sieht es in etwas anderm und zwar gewöhnlich in dem, was er nicht besitzt. Der Arme erblickt es im Reichtum, der Kranke in der Gesundheit, der Unfreie in der Freiheit, und doch kennen wir alle wohl reiche, gesunde und freie Menschen, von denen man mit Recht sagen dürfte: „Sie haben gehabt weder Glück noch Stern."

Rousseau sagt: «Pour être heureux il faudrait commencer par savoir ce que c'est que bonheur ou malheur absolu.» — Wir müssen, um glücklich zu sein, vor allem bedenken, daß es hienieden weder absolutes Glück noch Unglück gibt. Nirgends auf Erden gibt es einen ewigen Frühling, nirgends einen ewig sonnigen Sommer, und es ist gut so. Gottes Weisheit sendet Sturm und Stille, Sonnentag und nächtiges Dunkel. Selbst Schmerz und Leid können Elemente des Glückes werden, wenn wir sie recht erfassen. Des Glückes Sonne ist eben keineswegs etwas außer uns Liegendes, sondern etwas, das wesentlich unserm Innenleben, unserm Herzen angehört. Es liegt sehr in unserer eigenen Macht, die Wolken, die uns Welt und Leben vor unsere Sonne stellen, zu verscheuchen und das Nebelgrau des wirklichen oder vermeintlichen Unglücks lichter und leichter zu machen.

Eine Wolkenwand, die namentlich uns Frauen gern vor die Sonne tritt, besteht in der Mißachtung der Gegenwart und in der Furcht vor der Zukunft. „Ein erschrockener Hase", sagt der Volksmund, „fühlt sich im Himmel nicht sicher", und lachender Kindermund singt: „Wenn das Wörtli wenn nit wär, so wär mi Vater e riche Herr!" Sicher hat mit lauter „Wenn" und „Aber" noch kein Mensch das Glück gefunden, und wer hochnäsig in die Wolken blickt, geht blindlings an ihm vorüber. Glück kommt nicht zu den hochfahrenden, protzigen Leuten und ebensowenig zu den kleinmütigen verzagten Seelen. Glück ist eben nicht Reichtum und nicht Macht, Glück ist pflichttreue, ernste Arbeit und inneres Genügen. Es geht an der prunkvollen Villa und am behäbigen Bürgerhaus manchmal vorbei und kommt in die schlichte Arbeiterwohnung im Hinterhaus und in das ärmliche Dachstübchen.

Im Hinterhaus wohnt ein Taglöhner mit Frau und Kindern. Der Winter hat den Verdienst sehr geschmälert und die Ausgaben erhöht. Sinnend steht die Mutter in der Morgen-Dämmerstunde am Fenster und überlegt, daß es kaum möglich sein wird, ihre drei Buben zu erziehen und jeden ein Handwerk lernen zu lassen. Eine Träne dringt unter der Wimper hervor. Frau Sorge lauert schon hinter der Türe, da schlägt die Uhr und mahnt die Frau an ihre Pflicht. Und wie sie nun eifrig im Haushalte schafft, wie sie erst den Kindern die Kleider ausbessert und nachher das einfache aber schmackhafte Mahl bereitet, wird ihre Miene immer froher und zuversichtlicher. Sie wird recht fleißig arbeiten, sie kann auch

für fremde Leute noch flicken, und wenn's auch nicht viel einträgt, ist es immerhin eine gute Zulage. Zur Mittagszeit streut sie den Vögeln Brosamen vor das Fenster, und wie die allzeit hungrige Schar des Spatzenvolkes darauf losstürzt, umspielt ein Lächeln ihren Mund. Sie hat es noch nicht am schlimmsten. Noch sind sie und all die Ihrigen gesund und sie kann und will arbeiten. Dann wird Gott auch für sie sorgen. Und wie die Knaben aus der Schule und der Mann von seiner Arbeit kommt, da liegt in den Augen der Mutter ein eigener Glanz. So leuchtet das Glück, das Arbeit, Opfersinn und Gottvertrauen in Mutteraugen zaubern.

Das Glück gelangt aber auch ins Dachstübchen. Da wohnt ein einsames, altes Weiblein, nach unserer Meinung ein vom Unglück verfolgtes Menschenkind. Früh verwaist, kam die Körbersmarianne als Verdingkind unter fremde Leute und aß später das harte Brot der Dienstbarkeit. Nach Jahr und Tag jubelte ihr Herz: „Nun kommt das Glück." Sie wurde des Zimmermartis Frau. Allein die Sorge stand schon hinter der Türe, als sie ihr neues Heim betrat. Erst kam die lange Krankheit und der Tod der stets ungeduldigen Schwiegermutter, dann fiel Marti von einem Gerüst. Nach dreijährigem Siechtum erlöste ihn der Tod. Die kleinen Ersparnisse waren längst aufgezehrt, manche Zahlung hatte aufgeschoben werden müssen und nun kam das Ende. Das Häuschen wurde verkauft, arm zog Marianne hinaus und suchte sich durch ihrer Hände Arbeit durchzubringen. Sie kam auch jetzt auf keinen grünen Zweig; aber es ging. Als ihr in ihrem 74. Jahr eine kleine Erbschaft zufiel, wurde dieselbe wegen eines Formfehlers im Testament der reichen Sonnenwirtin in N. zugesprochen. Marianne neidet ihr das Geld nicht. Mit ihrem gewohnten Humor sagt sie: „Die reiche Frau hat vom Leben eigentlich auch nicht mehr als ich, nämlich Essen und Kleidung. Wenn es bei ihr ein wenig feiner ist, so hat sie dafür auch mehr zu sorgen als ich, und mitnehmen können wir beide nichts." So weiß das alte unscheinbare Weiblein ihrer Armut die gute Seite abzugewinnen und ist dabei glücklich. So friedlich schimmert das Glück aus Greisenaugen, wenn es auf Genügsamkeit sich gründet.

Wir machen es oft umgekehrt. Wohl blicken wir nach oben und unten, sehen aber im Leben der andern nur das Gute, das ihnen zufällt und am eigenen Herd nur das Schwere und Unangenehme. So verschließen wir dem Glücke Tür und Tor und bleiben im Schatten, wenn goldener Sonnenschein uns umflutet, wie es der jungen Doktorsfrau in der Bergstraße ergeht. Als ihre Jugendfreundin sie glücklich preist, einen so guten Mann, ein gesundes Kind und ein sicheres Heim zu haben, da meint sie mißmutig: „Ach, Emma, geh mir doch mit dem „Heim"! Das ist gar nichts gegen die neue Villa von Regierungsrat A. Seine Frau, die Gertrud, war mit uns in Pension und war gar nicht mehr als unsereins. Und nun das feine Haus, den vornehmen Park, die stilvolle Einrichtung der ganzen Villa. Das solltest du einmal sehen. Das nenne ich Glück. Hier in der unruhigen und dazu noch engen Straße will ich nicht versauern. Es gefällt mir einfach nicht mehr!"

Törichtes Menschenkind! Als ob das Glück nach reichen Villen fragte und hinter seidenen Vorhängen und Samtportieren lieber weilte, als hinter den schlichten Tüllgardinen des alten, kleinen Bürgerhauses!

Ich kannte einen schlichten Bauersmann, der neben seiner Landwirtschaft in frühern Jahren noch einen einträglichen Handel betrieb. Dem kleinen, breitschultrigen Kirschbaumhofer war kein Weg zu steil, kein Wetter zu schlecht, um seiner Tätigkeit Schranken zu setzen. Er kam daher finanziell vorwärts; aber manche Enttäuschung blieb auch nicht aus. Wenn dann der erhoffte Gewinn nicht nur ausblieb, sondern als Verlust sich entpuppte, so tröstete er sich mit dem Wort: „Me hets doch wölle!" Damit war die Sache endgültig abgetan. So bewahrte er sich kaltes Blut und behielt den Mut zu neuen Unternehmungen und gewann an Vorsicht und Umsicht. Sein seelisches Gleichgewicht geriet nicht ins Schwanken. „Schau vorwärts und nicht hinter dich." Dies Wort sprach der einfache Mann nicht aus, aber er setzte es ins Leben um und schritt mit Gott durch trübe und heitere Stunden.

In unserm Leben braucht es meist geringfügigere Dinge, als finanzielle Einbußen, um unsern Gleichmut zu stören. Gar leicht verwandelt sich der hellste Sonnenschein in Nebelgrau, die rosigste Laune in ein gallichtes «Noli me tangere» — „Rühre mich nicht an".

Schon lange haben wir uns vielleicht auf eine Reise gefreut. Am bestimmten Tage regnet es in Strömen, daß die Dachrinnen überfließen und durch die Straßen eine braungelbe Flut sich ergießt. Der Humor möchte uns trösten: „Nun wirds besser, weils nicht schlimmer werden kann." Allein wir verschließen unser Ohr, es ist uns mit einem Male gar nichts mehr recht. — Oder wir sind eingeladen und möchten uns gut präsentieren. Das neue Kleid oder der Hut ist nicht eingetroffen, und wer unsere Ungeduld sieht, könnte meinen, Wohl und Weh des ganzen Hauses sei in Frage gestellt.

Oft ziehen wir die Wolkenschleier, die uns vor die Sonne treten, selber recht dicht zusammen. Kommt vielleicht einmal der Hausvater eine Viertelstunde später nach Hause, da reißt unsere Geduld. Wir sehen dahinter gleich alles Böse, sehen Rücksichtslosigkeit, Undank und zerfließen in Mitleid mit uns selber als verkannte Perle und Seele des Hauses. Mißtrauen ist die schwärzeste Wolke, die den Sonnenschein hermetisch abschließt.

Sicher ist die Ruhe des Gemütes der erste Schritt zum Glück. Sie ebnet ihm den Weg und das Vertrauen auf uns und unsere Nächsten gibt ihm die Richtung. Die ernste, pflichtgetreue Arbeit öffnet ihm Tür und Tor, und Glaube und Gottvertrauen bereiten ihm eine Stätte an unserm Herd. Wer treu seiner Pflicht lebt, den Humor bewahrt, in guten und bösen Tagen seinen Glauben an den ewigen, allwaltenden Gott und sein Hoffen auf ihn aufrecht hält, der besitzt jenen Herzensfrieden, den kein Ungemach rauben kann und in ihm das Glück; denn Glück ist Frieden, ist des Hauses Sonnenschein, und nicht umsonst sagt A. von Droste:

„Glück ohne Frieden gibt es keins
Und Friede trägt in sich ein mildes Glück." M. K.

Eine Christkind-Legende.

(Frei aus dem Französischen übersetzt.)

Warm flutete rosiges Frühlicht vom tiefblauen Aether und vergoldete die liebliche Landschaft von Nazareth. Ueber einem der friedlichen Dächer scheinen sich Glanz und Farbenpracht wie in einem Punkte zu vereinen, ist es doch das Häuschen der heiligen Familie. Und doch — sie vermöchten nicht die dunkeln Schatten des Kreuzes zu verdrängen, das jetzt schon geheimnisvoll über dem Heiligtum schwebt. Wie wir leise näher treten, dem rosenumsponnenen Fenster, vernehmen wir Marias sanfte Stimme: „Schau, liebes Kind, die Not ist aufs Höchste gestiegen; Josef ist krank und ich habe nichts mehr, ihm auch nur etwas Linderung zu bieten". Doch zögernd hält Maria inne und heftet voll Wehmut den fragenden Blick auf den blühenden, göttlichen Knaben. „Sprich nur, liebe Mutter, was willst du, daß ich tun soll?" antwortet Jesus mit anmutigem Lächeln. Innig zieht die heilige Jungfrau ihr heiligstes Kind an sich und frägt mit schmerzlich bewegter Stimme: „Wolltest du nicht zu jener reichen Dame Simone gehen, die auf ihrem Landsitze weilt. Bitte um nichts, sage ihr nur, daß dein Vater krank ist und wir in Not sind. Voraussichtlich wird sie uns helfen, ganz Palästina preist ihre Wohltätigkeit. Verzeihe, liebes Kind, daß ich diesen Dienst von dir verlange; doch du weißt es ja selbst, es ist das letzte Mittel, wenn du nicht für diesmal deine göttliche Macht gebrauchen willst?" Da schimmert das Sonnenauge Jesu in feuchtem Glanze und voll unendlicher Liebe spricht er: „Nein, liebe Mutter, laß mich hingehen. Sieh, ich habe die Armut erwählt; will das Herbe, all das Bittere, die Schmach und den Hohn, die sie begleiten, fühlen, empfindlich fühlen, wie je das ärmste Menschenkind." Mit gefalteten Händen hatte Maria gelauscht, tief anbetend der ewigen Liebe Geheimnis, anbetend die grenzenlose Selbsterniedrigung des Mensch gewordenen Mittlers, der noch ruhend im Schoße des himmlischen Vaters, all diese kleinen und doch so peinlichen Opfer mit einflechten half in den großen Erlösungsplan. — Wie jetzt der kaum sechsjährige Knabe eilig, doch behutsam, damit er den noch schlummernden Vater nicht aufwecke, das schmucke Körbchen holt, legt sie ihm das letzte Stück Brot hinein und spricht: „So geh denn, lieb Jesulein, geh im Namen Jehovas". Einen zärtlichen Blick noch auf den heiligen Josef, einen heiligen Kuß von den reinsten Lippen Marias und Jesus eilt, die Güte seiner Geschöpfe in Anspruch zu nehmen. Lange,

lange schaut ihm die seligste Jungfrau nach, bis ein Akazienhain ihn ihren tränenvollen Augen verhüllt. Und Jesus? — Ganz beschäftigt mit Gedanken an sein Mittleramt schreitet er sinnend dahin. Doch kaum haben ihn die munteren Vögelein im Laubdach der silbergrünen Oelbäume und schlanken Palmen entdeckt, beginnen sie ein herrliches Loblied und feiern ihren Schöpfer in süßen Melodien. Wie Jesus sie hört, stimmt er, selbst ganz ergriffen, ein in die jubelnden Akkorde und lobsingt in Psalmen seinen himmlischen Vater. Da erwachen auf die keuschen Lilien und purpurglühenden Rosen und spenden ihm gleich Weihrauchwolken ihre reinen Düfte, die munteren Quellen sprudeln ihm ihren Morgengruß entgegen; wo sein zarter Fuß hintritt, sprossen neue lichte Blüten, und das bescheidene Moos schätzt sich glücklich, Teppich seines Schöpfers sein zu dürfen. Mit holdseligem Lächeln nimmt Jesus die Huldigung seiner Kreaturen entgegen, alle segnend, alles neu belebend. Schon hat er den Ausgang des schattigen Waldes erreicht; da gebietet er mit sanfter Stimme, den ihn umschwebenden Vögelein zurückzubleiben. Wenn auch ungern, so gehorchen sie alle und lange noch senden sie ihrem göttlichen Herrn ihre lieblichen Weisen nach. Jesus aber geht vorwärts, hin und wieder den Blick zurückwendend zu seinen kleinen Freunden. Nicht mehr kühlt weiches Moos die kleinen Füße, lästiger Staub und spitze Steine erschweren das Gehen. Jesus singt nicht mehr, er betet still im Herzen zum Vater des Lichts. Endlich nach langem mühsamem Marsche hat er sein Ziel erreicht. Durch die Kronen der Palmen, Cypressen und Sikomoren glänzt ihm der Palast der reichen Dame entgegen. Schon steht er auf der marmornen Freitreppe. „Könnte ich wohl zu deiner Herrin kommen", frägt er einen ihm entgegeneilenden Sklaven. „Gewiß, Kind", antwortet dieser freundlich, „du kommst gerade zur rechten Zeit, soeben ist Stunde der Audienz." An dessen Hand steigt Jesus empor zu den herrlichen Gemächern des Schlosses. „Halte dich ja nicht an dem blanken Kupfergeländer", mahnt hier einer der hundertzähligen Sklaven rauh und gebieterisch, und Jesus bemüht sich, selbe nicht zu berühren. Von einem andern Diener in reicher Livree wird nun Jesus durch lange, helle Korridore in ein Vorzimmer geführt, durch dessen hohe Fensteröffnungen das hereinströmende Licht sich in den großen krystallenen Leuchtern bricht. Schwellende Polster, griechische Kunstgemälde schmücken den Raum. Wohin das Auge fällt, fast erdrückende Pracht. Doch bevor ihn die beiden betreten, fordert der Sklave den kleinen Begleiter auf: „Ziehe deine Sandalen aus, damit du die schönen

Teppiche nicht beschmutzest. Und Jesus, dessen Fuß die himmlischen Räume durchschritten, er gehorcht auch diesem Befehl ohne Zaudern. Schon harren mehrere Personen; Jesus grüßt sie in holder Anmut; er spricht wenig und wartet bescheiden, bis die Reihe an ihn kömmt. Unwillkürlich waren ihm die meisten der Sklaven gefolgt, bezaubert von seiner seltenen Schönheit, entzückt von seinem himmlischen Liebreiz. Sie können nicht fassen, daß ein solches Kind einer Gabe bedürfe und wenn es dennoch so wäre, so flüstern sie sich zu, werde es sicher fürstlich beschenkt von ihrer angebeteten Herrin. Endlich schlägt ein Sklave den schwerseidenen Vorhang zurück und bedeutet Jesus, ihm zu folgen. Ueber kostbare, persische Teppiche gleitet er dahin. Jetzt steht er im feenhaft ausgestatteten Gemache vor der hohen, berühmten Frau. Auf erhöhtem Platze, umgeben von all dem orientalischen Luxus sitzt sie da auf elfenbeinernem, gold- und silberbeschlagenem Thron. Erstaunt frägt sie: „Was willst du schönes Kind und wie heißest du?" „Ich bin Jesus, der Sohn Josefs, des Zimmermanns. Maria, meine Mutter, schickt mich. Josef ist krank und sie hat nichts mehr, ihn zu erquicken." „Aber Josef ist ein geschickter Arbeiter, er hat auch schon solche für mich geliefert. Da hat er doch reichen Verdienst, konnte er denn kein Geld ersparen?"

„Ach, der Vater ist schon lange krank. Die Leute, für die er arbeitete, haben uns nicht bezahlt und Sie wissen es, reich waren wir nie." Flehend hebt Jesus sein blaues Auge empor zur hohen Frau und läßt's dann wieder auf sein Körbchen gleiten. Doch stolz und hart tönts von deren Lippen: „Ja, ja, das ist so recht die Ausrede fauler Tagediebe, die den wirklich Armen das Almosen wegstehlen. Hätte dein Vater fleißiger gearbeitet, und wüßte deine Mutter besser zu haushalten, wäre keine Not da, eine Familie von drei Personen kann sich leicht durchbringen. Nein, nein, ich gebe nichts. Ich habe meine gewissen Armen, die besser verdienen unterstützt zu werden, denen erweise ich mich huldvoll, davon redet ganz Jerusalem."

Jesus dankt, macht seine Verneigung wie zuvor und geht. Die draußen harrenden Sklaven sehen verblüfft, daß er ohne Geschenk zurückkehrt; dann blicken sie wieder in das engelgleiche Antlitz des fremden Knaben. Sie vermuten, er sei vornehmer Eltern Kind und werde bloß aus Liebhaberei so ärmliche Kleider tragen, wie es manche griechische Weise getan. Denn Jesus läßt nicht das Mindeste merken von dem, was ihm so bitter wehe tut. Er grüßt sie alle so unendlich liebenswürdig und beobachtet genau die ihm vorher gegebenen Weisungen und verläßt

die schimmernden Hallen. Er geht langsam; seine Seele ist betrübt über die tiefe Verblendung der Menschen, die so sehr nach irdischem Ruhm und Weltehre trachten und den Geist des göttlichen Gesetzes verkennen.

Mittag ist längst vorüber. Erquickende Abendlüfte wehen über die blühenden Auen Galiläas. Noch hat Jesus das stille, heilige Häuschen nicht erreicht. Hunger und Durst quälen ihn; seine Füße sind wund; er ist sich müd gegangen im brennenden Sand und Gestein; nach Maria und Josef sehnt sich sein Herz. Ermattet geht er vorwärts. Da tönen ihm aus der offenen Tür einer ärmlichen Hütte die letzten Verse des Tischgebetes entgegen. Jesus betet sie laut mit. Drinnen wurde seine Stimme vernommen und mit dem Freudenrufe: „Jesus, der liebe Jesus ist da!“ springt ihm eines der sechs vaterlosen Waisen entgegen und küßt ihn voll herzlicher Liebe. Und dann, vertraulich den Arm um ihn schlingend, sagt's freudestrahlend: „Schau diesen herrlichen Apfel, rot wie eine Granate uud goldgelb wie der Sonnenstrahl dort. Soeben habe ich ihn bekommen, nun ist er für dich, 's wär schade, wenn ich selbst ihn äße.“ Doch Jesus erwidert liebevoll: „O, mein lieber Johannes, behalte ihn doch, du bekommst weniger Früchte als ich.“ Allein dieser bittet so herzig, daß ihm Jesus nachgibt und — ehe er sich's versieht und ohne es wehren zu können füllen ihm die andern Geschwister seine Tunika mit süßen, rotwangigen Aepfeln; denn sie lieben gar sehr den holden, sanften Gespielen. Auf den Jubel der Kinder tritt die Mutter hinzu. Verwundert frägt sie: „Ei, klein Jesus, wie kommst du so spät noch hieher?“ „Ich war bei Frau Simone, meine Mutter schickte mich; Josef, der Vater ist krank“, antwortet derselbe, verschweigt aber den Grund und die Unbill, die ihm dort widerfahren. „Der Weg ist sehr weit, fast zu weit für dich, du bist gewiß recht müde und durstig; komm, trinke eine Schale frischer Milch.“ Und die gute Frau faßt das Jesuskind am zarten Händchen, labt es mit der süßen Milch, die sie eben für den andern Tag wegstellen wollte. Und vom schmackhaften Brot schneidet sie ein großes Stück weg und reicht es dem hungrigen Knaben. Schon hatte Jesus die Milch getrunken, doch das Brot hielt er zögernd in der kleinen Hand, unwillkürlich fiel sein Auge auf sein immer noch leeres Körbchen und sein Herz gedachte Marias nnd Josefs, die heute wohl kaum etwas genossen. Der mitleidigen Witwe entging dieser Blick nicht. Selbst von Kummer und Sorgen gedrückt, ahnte sie die Gedanken des ihr so teuren Kindes und nun auch den Grund seines Besuches bei

der hohen Dame. Die Schale aufs neue füllend spricht sie liebreich: „Iß das Brot nur Jesulein, sieh, für morgen lege ich diesen halben Laib dir ins Körbchen und für den kranken Vater soll dir einer meiner Jungen diese Schüssel Milch heimtragen. Bist du's so zufrieden?" „Ach Sie sind zu gut, liebe Mutter," spricht Jesus gerührt, „das darf ich nicht annehmen, sind Sie doch selbst arm und haben für so viele zu sorgen, nein, unsertwegen dürfen Sie nicht darben." „Gewiß, du hast recht, liebes Kind, doch meine Kinder sind stark und gesund; ich selbst bin noch rüstig, wir können eine Entbehrung besser ertragen als ihr; du bist noch so klein, Maria so zart und der gute Josef ist krank; sei drum nicht so ängstlich." Aber das liebeflammende Herz des kleinen Jesus konnte sich nicht dazu verstehen, dieses großmütige Opfer anzunehmen. Allein die sechs Waisen bestürmen ihn mit Bitten: „O, nimm es doch an, wir geben's dir ja so gerne. Wärest du nur früher eingetroffen, hättest du die Schüssel ganz voll bekommen, jetzt ist sie leider schon halb geleert. Für dich, lieb Jesulein, ist uns nichts zu viel." Immer noch weigert sich der göttliche Knabe; erst als er sieht, daß sein Ablehnen die freundlichen Geber betrüben würde, nimmt er das Almosen mit herzlichem Danke an. In unendlicher Milde ruht sein Gottesauge segnend auf seinen Freunden und seine anmutigen Lippen sprechen Worte dankender Liebe. Doch nun ist es Zeit, aufzubrechen. Jeder der Gespielen will Jesus begleiten, ihm tragen helfen. Doch dies wehrt er liebevoll ab, da der Abend schon vorgerückt ist; drum wählt die Mutter den größten der Knaben, der ihm wenigstens bis in die Nähe des heimatlichen Häuschens das Geleite geben soll. Mit freundlichen Grüßen verabschiedet sich Jesus und am Eingange des lieblichen Wäldchens bittet er auch den größeren Gefährten, nun heim zur Mutter zu gehen. Nun ist Jesus wieder allein. Fest fassen seine Hände die Milchschüssel, das einzige größere Gefäß, das in der gastlichen Hütte zu finden war. In Gebet versunken geht er dahin. Die Vögelein, die längst seine Rückkehr erwartet, wagen nicht, ihn darin zu stören. Sie fühlen, daß etwas Schweres die Seele ihres Schöpfers bedrücke. Nur stumm und selbst beklommen folgen sie ihm. Immer langsamer wird der Gang des göttlichen Kindes, so sehr ihn auch Liebe und Sehnsucht drängen. Die kleinen Arme sind vom ungewohnten Tragen hoch aufgeschwollen. Gerne würden ihm die Engelscharen, die ihn voll Ehrfurcht umschweben, die Last abnehmen. Doch Jesus gestattet es nicht. „Nein, nein", flüstert er sanft, „das ist etwas zur Erlösung für die armen Menschen. Endlich hat er das geliebte,

heilige Häuschen erreicht. Stundenlang schon hatte Maria mit größter Besorgnis nach ihm ausgeschaut und eilt ihm jetzt freudig entgegen. Sie war sehr erstaunt, wie sie die Milch und das Brot erblickte. Doch ins Häuschen getreten, erzählte ihr Jesus alles, alles, die werktätige Liebe seiner Gespielen und auch die unfreundliche Beandlung bei Frau Simone. Vor seiner Mutter kennt er kein Geheimnis. Mit tiefem Schmerze, aber auch mit heiligem Entzücken hatte Maria den Erlebnissen ihres Kindes gelauscht. Dann sagte sie bittend: „Jesus, du bist zwar mein Kind, aber du bist zugleich auch Gott. Wolltest du nicht jener guten Familie ihre drückende Lage erleichtern und ihr zum Lohne mittleren Wohlstand gewähren!“ „Sei nicht böse, lieb Mütterchen, daß ich nicht gleicher Ansicht bin“, versetzt Jesus gütig. Sieh, wie die Dame Simone schon durch den Genuß und Reiz der ungezählten Ehrenbezeugungen ihren Lohn findet, so ist unsern lieben Freunden dort droben ein unschätzbares Kleinod hinterlegt. „Ja diese“, fügte er strahlenden Antlitzes in prophetischem Tone hinzu, „diese werden einst zu meinen ersten Aposteln und Jüngern zählen, und im Reiche meines Vaters auf zwölf Thronen sitzen ewiglich“.

Erziehung in Haus und Schule

Mutter, was sagt dein Kind von dir?

Verdingkind! Siehst du das Schattenbild vor dir im fadenscheinigen Röcklein oder Kittel, die Füße in Schuhen, die nie für diese angemessen wurden, Augen, die das glückliche Kinderlachen verlernt, um den Mund ein Zug von verhaltenem Trotz.

Welch' sprechender Vorwurf für Eltern, die aus eigener Schuld das Kind des Heimatglücks beraubt! Gottlob treffen diese typischen Bilder in einzelnen Fällen nicht zu, so beim Elsbethli.

Ihm hat es zwar auch nicht recht gefallen bei seinen Pflegeeltern. Nicht daß das Stücklein Brot zu karg, das Lager zu hart und die Behandlung zu rauh gewesen wären. Aber der an schrankenlose Freiheit Gewohnten war die herrschende Hausordnung unbequem. Da hieß es gehorchen und zwar ohne Markten. Da stand die Zeit des Aufstehens und des Niedergehens, die des Essens und Arbeitens genau im Tagesprogramm verzeichnet, und da galt nach der Schule nicht müßiges Herumschlendern, „wie bei Zigeunerkindern“, rügte die Hausmutter.

Viel, viel mußte in dem Urwald von Elsbethlis Wesen ausgereutet und eingepflanzt, mit Himmelsgeduld manch Ungeheuerliches abgewöhnt und manches ihm ganz Fremdes angewöhnt werden.

Bei den Hausandachten saß das Kind anfänglich da, wie ein lebendiges Fragezeichen. Allmählich suchte es mitzumachen, etwas vor sich hin murmelnd. Aber dafür kam 's Elsbethli bei der Pflegemutter eines Tages ins „Gebet“. Bet 's Vater unser einmal allein. 's Vater unser .... da war unser Elsbethli am Hage. „Hat

denn nicht bei deiner Mutter das Beten gelernt?" wurde weiter examiniert. Und nun die Antwort — hört es, ihr Mütter alle: „Bei der Mutter? die habe ich nie beten sehen — doch halt — einmal doch — dann, als sie hier zu Besuch gekommen, da wir gerade den Abendsegen beteten." Welch trauriges Zeugnis aus Kindermund! Wie gut, daß Elsbethli ein Verdingkind geworden.

Mütter, bedenket ihr alle, daß ihr der erste und der eindrucksvollste Religionslehrer zu sein berufen seid?

Eine Mutter, die nicht betet, ist im Bilde, das das Kind von ihr im Herzen trägt, ohne jenen unauslöschlichen Heiligenschein, der ihr ganzes Erziehungswerk autorisiert. —.

Freie Bewegung der Kinder.

Skizze v. T. G.

Der junge Erdenbürger bringt die erste Zeit seines Lebens meistens in den Wohnungen zu. Ist die Jahreszeit gut, müssen die Kinder frühzeitig an freie Bewegung, an den Aufenthalt in der frischen Luft gewöhnt werden. „Stubenhocker" werden nie gesund, während der „Seppli" und die „Lise", die im Kinderwagen auf dem Felde wacker strampeln, ab und zu auch schreien, kräftig atmen und ihren Lungen frische Luft zuführen. Kleine Kinder soll man nicht immer auf den Armen tragen, sondern in den bequemen Kinderwagen legen. Darin können sich die Kleinen mit Händchen und Füßchen nach Herzenslust bewegen. Nur beachte man, daß dieselben nicht mit den Augen rückwärtsschauen, weil sie dadurch leicht das Schielen lernen. Das läßt sich am besten durch Anbringen eines grünen Vorhanges vermeiden. Auch das sogenannte „Rutschen" der zirka einjährigen Kinder auf dem Fußboden ist eine gesunde Bewegung. Sind die Kinder etwas größer geworden, gehören Spiel und Bewegung zu den schönsten und lieblichsten Freuden im Jugendalter. Das kleine Mädchen spielt fast ausnahmslos mit der Puppe, während den Knaben das Spiel mit Pferd und Wagen, mit Kühen und Hunden, mit Trommeln und Soldaten, mit kreischenden Pfeifen und Flöten — je lauter desto besser — gleichsam angeboren ist. Der Tätigkeits-, Bewegungs- und Beschäftigungstrieb findet immer neue Bahnen. Es gibt kein Ereignis im menschlichen Leben, das nicht vonseite der Kinder nachgeahmt wird. Es wird gesungen, genäht, geackert, gefüttert, gemolken, gelesen, geschrieben, gezeichnet, gebetet, gebaut, gewaschen, gekocht, geputzt, geglättet. Hier wird Schule gehalten, dort geschustert, gewoben, sogar gepredigt, getauft — begraben. Das gesunde Kind, das junge „Quecksilber" macht aus den einfachsten Sachen, aus Holz,

Ton, Stein, Kalk ꝛc. Säbel, Flinten, Lanzen, Häuschen, Wagen, Gärtchen, Brücken, Eisenbahnen. Der Stiefelknecht des Vaters, das Nähkissen der älteren Schwester, das Bügeleisen der Mutter, der Besenstiel der Magd, einen halbzerbrochenen Topf aus der Küche, alles, alles weiß das Kind zu verwenden. Am meisten Freude gewähren ihm die Sachen, die es selbst geschaffen und nach Belieben auf dem Platze vor dem Hause oder im Garten aufstellen kann. Nur keine teuren, luxuriösen Spielsachen! Dieselben werden beschmutzt, zerschlagen, zerbrochen. Die Schaffenskraft der Kinder will und soll sich durch eigene Arbeit betätigen.

Treten die Kinder in das schulpflichtige Alter, muß die Schule die Bewegungsspiele im Freien regulieren und planmäßig betreiben als wohltuende Abwechslung im Stundenplane. Die Jugendspiele im Freien sind notwendig, sollen wir eine kräftige Generation erhalten. Alle Organe kommen dadurch in Tätigkeit. Die Mädchen sollen aber einen weiblichen, die Knaben einen männlichen Charakter erhalten. Die Mädchen sollen also bei den Bewegungsspielen bleiben, die Knaben aber das Turnen pflegen. Das Turnen ist beim heutigen Stundenplane zur Notwendigkeit geworden. Es hält die Atmungswerkzeuge in Ordnung, macht den Körper gelenkig und beweglich, stärkt die Kraft der Muskeln, befördert die Ausdehnung der Lunge, die Erweiterung des Brustkorbes. vermehrt aber auch die Lust am Essen, sowie die Freude am Lernen. Man sehe z. B. eine Schar 10—14jähriger Knaben der Primarschule einen Reigen, verbunden mit einem patriotischen Liede aufführen. Spricht nicht aus jedem Auge der Mut und die edle Begeisterung eines Patrioten? Bei jedem Schulhause befindet sich ein Spielplatz, um Ordnungs-, Lauf-, Spring- und Marschübungen vorzunehmen. Laufen und Springen sind wohl die einfachsten und gesündesten Uebungen. Strenge und gewissenhafte Aufsicht von Seite der Lehrer ist absolute Notwendigkeit. Das eigentliche Kunstturnen ist nicht Sache der Schule, sondern der reifern Jugend in den Vereinen.

Nach getaner Tagesarbeit schäme sich auch der Vater nicht, mit seinen Kindern vor dem Hause oder im Garten zu spielen. Die größten Männer aller Zeiten haben im kindlichen Auge stets die Unschuld erkannt. So berichtet man von Schiller, daß er stundenlang sich mit seinen Kindern abgegeben, mit ihnen gespielt, gesungen habe; und neulich hatte man ja gelesen, daß der russische Kaiser mit den italienischen Königskindern spielte.

Der schönste und von Gott bestimmte Verein ist und bleibt doch die Familie.

Bei den gemeinsamen Spaziergängen aller Familienglieder am Sonntag nach der Christenlehre, da soll das Kind aufjubeln, wenn es einen schönen Wald betritt, oder die Bergeshöhe erreicht hat. Es soll sich freuen lernen an Gottes herrlicher Schöpfung, es soll singen, jodeln, springen und sich freuen an den silbernen Zinnen der Alpen, am stämmigen Hochwalde, am stürzenden Bergbache ꝛc.

Im Winter werden die Bewegungsspiele der Mädchen zwar etwas eingedämmt. Immerhin gibt es Schneehalden, Schlittenfahrten, Schlittschuhlaufen ꝛc. Die Knaben verfertigen aus alten Faßdauben „Ski" und fahren wie die Engländer den Bergabhang hinunter, beteiligen sich an einer Schneeballenschlacht, am Baue eines Schneemannes ꝛc. Das gibt rote Backen, Mut und gesundes Blut. Die Spiele sollen nach dem Geschlechte getrennt und am Abend nicht zu lange ausgedehnt werden. Mit dem Schalle der Ave-Glocke verschwinde das junge Volk von den Straßen und Gassen.

Solange die Jugend Freude hat an unschuldigen Belustigungen findet, zum Segen für Kinder und Eltern, der Hang zu gefährlichen Lustbarkeiten keinen Boden. Den Kindern auf dem Lande fehlt es zur Sommerszeit nicht an Bewegung in freier Luft, anders in Industriegegenden, wo die Kinder neben der Schulzeit mit Fädeln, Ausschneiden, Schärlen beschäftigt werden und außer der Schulpause fast keinen Augenblick frei haben.

Gewiß sollen die Kinder wissen, woher das Brot kommt; auch sie sollen die ernste Beschäftigung mit den Aufgaben der Schule, mit der Arbeit in Wiese, Feld, Garten und Werkstätte lieb gewinnen; aber gönnen wir ihnen auch Freude, Spiel, Erholung in der freien Luft. Späteres Glück und Wohlergehen können die Jugendfreuden nicht ersetzen, sie sind für manche Menschen die einzigen lichten Punkte im Dunkel dieses Lebens.

Eine Luftkur in den Bergen mit häufigen Ausflügen auf die Höhenzüge, das Tief-Atmen in den Tannwaldungen hat schon manches Lungenleiden gehoben.

So begleitet der Bewegungstrieb den Menschen von der ersten Jugendzeit bis ins Greisenalter. Aus den Spielen auf dem Schulplatze kann man den Charakter, das Gemüt eines jungen Menschen erkennen, Ein Knabe, der in der Pause sich abseits hält und müßig, die Hände in den Hosentaschen, apathisch gegen Freud und Leid der Mitmenschen

zuschaut, der wird das Pflegma in seinem ganzen Leben nie ablegen. Wo Jugend ist, da soll Freude herrschen. Gott selbst hat die Freude in jedes Menschenherz gelegt. Hüten wir uns, dieselbe zu verkümmern!

Literarisches.

Ferdinande, Freiin von Brackel, **„Letzte Ernte"**, fünf Novellen, Bachem Köln. Ferdinande von Brackel führte den Roman aus den alten Geleisen der Marlitt'schen Rührseligkeit und der salbungsvollen Art auf frische, lebenswahre Bahnen, auf denen andere dann weiterschreiten konnten. Dies ist Brackels Verdienst um die „moderne katholische Literatur".

Die letzten Gaben stehen zwar nicht auf der psychologischen und technischen Höhe der großen Romane, aber sie gehören sicher und gewiß zur bessern Unterhaltungslektüre, die keiner Warnungstafel bedarf. Im Leben der höhern Gesellschaftskreise heimisch, versteht F. v. B. dasselbe lebensvoll und frisch darzustellen. Auch einfachen ländlichen Naturen weiß sie manch lebenswahren Zug zu geben. Ist die „letzte Ernte" auch im Herbstsonnenschein der Reife entgegengegangen, so hat doch Kern und Gehalt und ist auf christlichem Boden gediehen. Deshalb verdient das hübsch ausgestattete Buch gerade auch für Volksbibliotheken warme Empfehlung.

Benedetta, Roman von Marie Amelie Freiin von Godin. Köln a. Rh., Verlag von J. P. Bachem. Die Verfasserin verfügt über ein gutes Schilderungstalent und blühende Phantasie; sie weiß fließend zu erzählen und ihre Naturbilder haben feinen Stimmungsgehalt. Das zeigen bereits ihre Novellen **„Sonne des Südens"** (ebenda) wie der vorliegende Roman. In demselben will sie den Einfluß echt christlicher Lebensanschauung auf das Frauenleben zur Darstellung bringen. Wirklich gelingt ihr das zu einem guten Teil in der Gestalt Benedettas.

Gebildeten Frauen und Fräulein muß es am Herzen liegen, ihren studierenden Söhnen und Brüdern interessante, lehrreiche und zugleich sittlich hochstehende, solid katholische Lektüre zu empfehlen oder zu verschaffen. Darum dürfte es am Platze sein, auch an dieser Stelle auf den **„Leuchtturm"**, Zeitschrift für die studierende Jugend, herausgegeben von Konviktsdirektor Anheier, Trier (Verlag Paulinusdruckerei), hinzuweisen. Der eben vollendete Jahrgang weist eine große Zahl vorzüglicher Leistungen auf. Zu dem gediegenen Inhalt treten geschmackvolle und reichhaltige Illustrationen. Wer deshalb einem studierenden Sohn oder Bruder oder Bekannten nicht nur eine Freude, sondern auch Belehrung in anziehendster Form vermitteln will, besorge ihm das Abonnement auf den neuen Jahrgang 1910. In der Schweiz bestellt man den „Leuchtturm" am vorteilhaftesten bei einer schweizerischen Buchhandlung oder auch bei der Post.

Dem Sänger des deutschen Waldes, Joseph Freiherr von Eichendorff, erstand im Eichendorff-Kalender für das Jahr 1910 ein schönes, lebensfrisches Denkmal (Habbel, Regensburg, 164 S. 5 Bilderbeilagen geb. M. 1. 20). Dieser Kalender wirkt wie ein Maiensonntag, wie ein heiliges Lied, das in Leid und Freud in unsere Seele tönt und die zartesten Saiten bewegt. Die Gedenktage aus dem Leben des Dichters ziehen in bunter Reihenfolge ernsten und

heitern Angesichts vorüber. Dazu gesellen sich die Lieder Eichendorffs, angefangen vom Türmer zu Danzig, der das neue Jahr einführt, bis zum schlichten, wundersam ergreifenden Weihnachtslied. Hübsche Schwarzdrucke zieren den hübschen Band und in frohen Farben leuchtet das Jugendbildnis Eichendorffs. Der wirklich schöne Kalender mit Beiträgen v. R. Schaukal, G. Falke, W. Kosch, Kralik, Koch und andere wird vieles beitragen, den Dichter unserm Volke wieder näher zu bringen.

An den großen Kreis weiblicher Dienstboten und Arbeiterinnen wendet sich der billige und gut ausgestattete **„Notburga-Kalender 1910"** (Auer, Donauwörth, 20 Pfg.). Mit dem hübschen Titelbild, sieben Textillustrationen, mehreren Erzählungen, guten Ratschlägen über Hausapotheke ꝛc. wird er jeder Empfängerin Freude bereiten und ihr von Nutzen sein.

Wohl der schönste **christliche Abreißkalender** erscheint ebenda; mit verschiedenen, aus dem Kirchenjahr und dem Leben der Heiligen entnommenen farbigen Monatsbildern bildet er zugleich einen hübschen, kleinen Hausaltar. Der Block (Kalendarium) kann einzeln zu 60 Pfg. bezogen werden. Statt der oft wenig brauchbaren Küchenzettel anderer Kalender finden wir hier auf jeden Tag eine kurze Legende der Heiligen.

Für Bücherfreunde fast unentbehrlich ist der **„Literarische Ratgeber** für die Katholiken Deutschlands". VIII. Jahrg. 1909, herausgegeben von Dr. M. Ettlinger, München, Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten, Preis 1 M. Derselbe orientiert über alle Gebiete christlicher Wissenschaft und Kunst: über Klassikerlektüre, Belletristik, Lyrik und Epos, Kunst, Musik, religiöse Literatur, Philosophie, Geschichte und Kirchengeschichte, Naturwissenschaften, Länder- und Völkerkunde, soziale und Frauenfrage, Jugend- und Volksschriften. Namen wie P. E. Schmidt, K. Weiß, M. Ettlinger, M. Spahn, J. Sauer, Baum, Mumbauer u. s. w. bürgen für eine gute Uebersicht und Orientierung der einschlägigen Gebiete.

Unter den bildenden Büchern stellt der berühmte Smiles in seinem „Charakter" gute Biographien obenan und zeigt, daß eine einzige gute Biographie mehr Nutzen stiftet, als ganze Bände oberflächlicher Romanliteratur. Es ist deshalb wirklich warm zu begrüßen, daß die Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg i. B. eine Reihe guter Frauenbilder in Aussicht stellt, von denen der erste Band: **Amalie, Fürstin Gallitzin** v. H. Brentano vorliegt (geb. M. 2. 20). Der aus Widersprüchen zusammengesetzte Charakter der Fürstin stellte an die Verfasserin keine leichte Aufgabe, aber vielleicht gerade deshalb ist das Buch so fesselnd geworden, wie eine gute Novelle. Wir lernen die Fürstin kennen als lebhaftes Kind, als unbefriedigte Weltdame, als Einsiedlerin, als aufrichtige Gottsucherin, als Freundin bedeutender Menschen, als Mutter, als Trösterin der Armen. Die Darstellung, weit entfernt von der Nüchternheit und Trockenheit der ältern Biographien, fesselt durch gute Anordnung des Stoffes, Objektivität und Besonnenheit des Urteils, Anmut und Klarheit des Stils. Die Verfasserin ist nicht blind an ihrer Heldin; sie zeigt auch die Fehler, aber dabei auch, was fester Wille erreichen kann. Für Frauen und reife Töchter bieten solche Frauenbilder sehr viel.

Daheim, Gedanken über die christliche Familie von P. Sebastian von Oer, O. S. B. (1. und 2. Auflage, Herdersche Verlagshandlung, geb. M. 2. —.

Des Verfassers frühere Bücher: „Unsere Schwächen" und „Unsere Tugenden" (ebenda, geb. je M. 2. 20) haben überall guten Anklang gefunden. Die Einfachheit und Flüssigkeit des Stils machte die Lektüre der psychologisch fein aufgebauten Studien zu einem wirklichen Genusse. Dieses ist auch bei „Daheim" der Fall. Das feine Büchlein sucht das christliche Haus nach der Seite seiner erziehlichen Bedeutung hin darzustellen und zieht deshalb die verschiedenen Lebensmomente der Familie: Arbeit und Ruhe, Sonn- und Werktag, Haus und Schule, Freud und Leid in Betracht. Als kleines Hochzeitsgeschenk eignet sich das Büchlein vortrefflich. Das gilt auch von Bischof Kepplers Buch „**Mehr Freude**", das im Maiheft der E.-R. 1909 eingehender gewürdigt wurde. Seither sind keine zehn Monate verflossen und schon ist das 50. Tausend erschienen.

In unserer nervösen Zeit, die so vielfach dem materiellen Erfolg nachjagt, ertönt der Ruf nach Verinnerlichung. Eines der besten Hilfsmittel ist das soeben in 4. Aufl. erschienene Buch: **Geheiligtes Jahr.** Lehren und Beispiele der Heiligen in kurzen Lesungen für alle Tage der Jahres, nach dem Italienischen frei bearbeitet von Dr. Friedr. Hense. M. 2. 80 und 3. 50. Es ist „eines der besten Bücher der Herderschen Aszetischen Bibliothek". Ein kurzes Beispiel, eine Anwendung auf das Leben und ein kerniges Gebet auf jeden Tag des Jahres, das ist auch dem Vielbeschäftigten nicht zu ausgedehnt Darum eignet sich das Buch nicht etwa nur für Ordensleute, sondern auch für Frauen und Mütter; denn es lehrt die Tugend üben. Es zeigt sich, daß dieselbe nicht etwas Schweres und Unerreichbares ist und daß sie nicht allein auf den Höhen, sondern auch im vielgestaltigen Berufsleben gar fröhlich und reichlich blüht.

Unter den neuern Volksschriftstellern hat Anton Schott sich rasch einen großen Leserkreis erworben. Eine gute Beobachtungsgabe, Kenntnis von Land und Leuten seiner Heimat, Liebe zum Volke, Erfindungsgabe und Gestaltungskraft wiesen ihn auf das Gebiet der Heimatkunst. Darum hat er auch sein Bestes in der Volksgeschichte geboten: in Glücksglas, Geierbuben (Herder), Beschotten Volk, Seeberger (Benziger) Dickel der Flank, Moni (Habbel), wie in neuesten Erzählungen vom „**Hundsschlössel**" und „**Dem Wirt zum gulden Rössel**" (Habbel, Regensburg, geb. je 3 M.) Es sind wirkliche Bauerngestalten, die Schott vorführt, herb, zäh, wortkarg, willenskräftig, bodenbeständig und eigenartig. Treue und Glauben blüht in ihren Reihen, aber es wuchert darin auch viel Streitsucht, Habsucht und Geldgier. Diese letztere führt zu mancher Konvenienzehe, wie den Lindenhofer im „gulden Rössel". Im „Hundsschlössel" hat der Erbe des alten Bauerngeschlechtes ein armes Mädchen heimgeführt. Er vermag das Gut nicht zu halten und er ist froh, daß er als Verwalter angestellt wird, wo er Herr war. Allein es geht wieder aufwärts. Sein Sohn ist strebsam, bringt es zum Studieren, wird Tierarzt und gewinnt die Liebe der Schloßlore und Hof und Schloß gehört wieder dem alten Bauerngeschlecht.

Kalender. Einen sehr hübschen, bequemen Taschenkalender, der den Leserinen der E.-R. willkommen sein wird, gibt auch dies Jahr der Verlag von Räber & Cie. heraus. (S. Inserate.)

Alle hier angekündigten und rezensierten Bücher sind in der Buchhandlung Räber & Cie. in Luzern zu beziehen.

Haus und Herd

Mein Haus ist meine Burg

Einiges über Petroleum.

Wichtig für eine helle und geruchlose Flamme ist, daß des Petroleum schön klar sei. Besonders stark bläuliche Sorten Petroleum sind stets von zweifelhafter Qualität. Der Petroleumbehälter der Lampe und Herd, sowie die Kannen, in denen man das Petroleum aufbewahrt, sollen erst vollkommen trocken sein. Gar oft werden Oelbehälter einfach mit warmem Wasser oder einer Sodalösung ausgespült, zu oberflächlichem Vertropfen umgestürzt und dann, ehe sie ganz trocken sind, wieder eingefüllt. Da bewirken dann die noch vorhandenen Wassertropfen, daß das Petroleum besonders gleich nach dem Einfüllen trübe wird. Darum soll man Oelgefäße und Dochten nicht nur sehr reinlich halten, sondern auch vor dem Gebrauche gut austrocknen.

Lampen, die nur selten angezündet werden, brennen gewöhnlich schlecht und entwickeln einen unangenehmen Geruch. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, entferne man alles Petroleum, zünde den Docht in der Lampe an und lasse ihn so lange weiter brennen, bis er von selbst löscht. Die Flamme wird so alles in den Docht gedrungene Petroleum verbrauchen und ist nachher so gut wie neu. Selbstverständlich darf man, des übeln Geruches halber, dieses Verfahren nicht im Zimmer vornehmen.

Das Auslöschen der Lampen ist nicht ohne Gefahr. Am besten schraubt man die Dochte zurück, bis auf die Höhe der Röhre, nicht weiter, weil sonst durch das Hinunterschlagen der Flamme in die Kugel eine Explosion nahe liegt. Man blase zum Ablöschen durch die Zuglöcher. Bläst man von oben und die Flamme findet — vielleicht weil der Docht die Röhre nicht ganz ausfüllt — den Weg nach unten, so explodiert der Oelbehälter.

Häusliche Ratschläge.

Reinigen des Silbers. Wenn die Gegenstände abgespült sind, wird in einer Schüssel etwas Seife zu dickem Schaum geschlagen, das Silber hineingelegt und kochendes Wasser aufgegossen. Alsdann wird ein Stück nach dem andern herausgenommen und mit einem weichen Tuche abgerieben. Sollten vorhandene, vielleicht durch Berührung mit sauren Speisen entstandene Flecken, nicht weichen, so streicht man auf diese etwas geschabte, mit Spiritus befeuchtete Kreide, die man, nachdem sie eingetrocknet ist, sorgfältig abreibt.

Ein guter Porzellankitt besteht aus Eiweiß, Kalk und Gipspulver, die man zu Brei anrührt.

Feuchtigkeit aus den Schränken beseitigt man, indem man trockene tannene Holzkohlen in einem Körbchen oder Säckchen hinstellt. Diese nehmen sehr viel Feuchtigkeit in sich auf. Da sie aber allmählich von dieser getränkt werden, sind sie zuweilen durch frische zu erneuern oder zu trocknen.

Kleines Konfekt.

Zuckerbrödchen. 250 g. Zucker rührt man mit drei ganzen Eiern schaumig, gibt ihm Zitronen- oder Vanille-Geschmack und fügt zuletzt noch 250 g. Mehl bei. Wenn der Teig gut gearbeitet ist, setzt man mit einem Löffel kleine Häufchen auf ein bestrichenes Blech, garniert sie mit geschälten, halbierten Mandeln und bäckt sie in mittlerer Hitze. Salesianum.

Mitteilungen aus dem Frauenbund

Vom Frauenbund.

Man hat sich vor einigen Jahren der Annahme hingegeben, es müßte kein Schweres sein, auch die katholischen Schweizerinnen gleich den deutschen Frauen zu einem katholischen Frauenbunde zu einigen und dadurch intensivere und organisiertere Arbeit zu erzielen, die namentlich auch herantreten würde an die Lösung der Fragen von allgemeiner Bedeutung. Der Plan war keineswegs Nachäffung dessen, was anderswo geschah, sondern er entsprang vielmehr der Erkenntnis, daß auch bei uns dieselben Gründe vorliegen, die dort einem katholischen Frauenbund gerufen.

Wer sich hoffnungsfreudig in den Dienst dieser Idee gestellt, dem blieben mannigfache Täuschungen nicht erspart. Wir können es uns nicht verhehlen und wir wollen uns auch nicht täuschen: heute, nach mehrjährigen, eifrigen Anstrengungen steht der schweizerische katholische Frauenbund noch in seinem Anfangsstadium. Die Frage nach dem Grunde dieser langsamen Entwicklung muß nahe liegen; die Beantwortung dürfte zugleich Wegleitung sein für weitere Schritte und sind daher bezügliche Ansichtsäußerungen an dieser Stelle sehr willkommen.

Von gewisser Seite wurde die Frage aufgeworfen: „Hat das Wort: „katholische Organisation" in unsern Frauenkreisen keine Zugkraft? — oder sind diese nicht zu haben für die christliche Liebestätigkeit? — Ein Blick auf die Summe all des Guten, was unsere Frauen auf sozialem und charitativem Gebiete wirken, im wohlorganisierten Vereinswesen so unserer Großstädte als auch der Landgemeinden, beweist das Gegenteil.

Man hat sich seinerzeit der Hoffnung hingegeben, daß in den bestehenden Vereinen die gegebenen Bausteine vorhanden seien, aus denen der Frauenbund leicht zu erstellen sein dürfte. Heute wird man sich sagen müssen, daß das Bestehende für die Organisation der Gesamtheit zum Hemmschuh geworden. Daneben hat man als Seitenstück auf Brachfeld leicht und rasch Frauenvereinigungen erstehen sehen, die stark und leistungsfähig wurden durch ihren Umfang. Wie erklärt sich dies?

Es hat dort den Frauen die Betätigung der ihnen innewohnenden Mütterlichkeit, des Bedürfnisses, wohlzutun, gefehlt und es bedurfte nur der richtigen Anregung, und sie waren zu haben. Hier aber ist diesem Bedürfnisse bereits Genüge gegeben. Längst hatte man die Notlagen erkannt und hatte die zur Verfügung stehenden Mittel und Kräfte eingesetzt, sie zu lindern und zu heben. Die Tätigen haben sich Erfahrungen gesammelt, sie haben eine Schulung genossen, vermöge welcher es ihnen überflüssig erscheinen mag, sich an andere anzulehnen. Ja, es wird im Beitritt der einzelnen Vereine zu einem Gesamtverband eine Beeinträchtigung des freien Schaffens ganz unberechtigt gefürchtet.

Die Rundschau ergibt somit: Was die Ziele und Programmpunkte der Liebestätigkeit unserer katholischen Schweizerinnen betrifft, haben wir eine ganz stattliche Anzahl von Gliedern des Frauenbundes, — aber es fehlt ihnen das eine: sie arbeiten ohne Fühlung mit den Gleichgesinnten und Gleichbetätigten, es fehlt ihnen jene großzügige Auffassung, die auch nach jenen Aufgaben ausblickt, die außer ihrem begrenzten Gesichtskreise stehen und die doch meist ihre eigenen Kreise früher oder später auch berühren, ohne daß sie sich dessen bewußt sind.

Immerhin bilden auch die deklarierten Sektionen des Frauenbundes einen schönen Kranz, worunter einige ausgesprochene Musterverbände sich befinden. Es ist beispielsweise die rührige Sektion Luzern zu erwähnen, die die verschiedenen weiblichen Vereine der Stadt zu einem Ganzen vereinigt hat und die sich nun mit der Gründung verschiedener schöner Werke befaßt; ein sprechender Beweis, was vereinte Kräfte unter guter Leitung zu vollbringen imstande sind. Die in der Folge durch die „St. Elisabeths-Rosen" veröffentlichten Jahresberichte werden uns von dieser und andern Sektionen ganz Erfreuliches erzählen.

Viele derselben haben sich in guten Treuen angeschlossen, voraussetzend, es herrsche in allen Gauen dieselbe Bereitwilligkeit und derselbe Geist der Zusammengehörigkeit, der sie selber freudig ein kleines Scherflein in die Opferschale der Gesamtheit legen ließ, selbst wenn die örtlichen Bedürfnisse große Anforderungen an sie stellten. Angesichts solcher Opferwilligen macht sich die Frage laut, wo bleiben die Günstiggestellten? O, daß doch alle diese von der Gesinnung jenes Ortspräsidiums getragen wären, von der die „St. Elisabeths-Rosen" schon einmal das schöne, wahrhaft katholische Wort erwähnten: . . .„Sollen wir, weil Gottes Fürsorge in eine so glückliche Lage uns versetzte, egoistisch unser Herz und unsere Hände verschlossen halten, wo so viel Not und so viel Elend in religiöser und sozialer Beziehung allüberall im lieben Schweizerlande sich zeigt? Nein, gerade darum begrüße ich die Gründung einer Frauenbundsektion in unserem stillen Bergdörfchen, weil unsere Frauen und Töchter echte Solidarität im Glauben und in der Glaubensgemeinschaft kennen und üben sollen."

Möchte das schöne Wort für alle verehrten Präsidenten und Präsidentinnen und unseren lieben Leserinnen zum mahnenden Appell werden, an die Gründung weiterer Sektionen heranzutreten.

Den „Getreuen" gilt aber heute, beim Beginne des zehnten Jahrganges unserer Frauenzeitung, ein ganz besonderer Gruß. Mögen sie sich erinnern, daß Prüfungen stets das Wahrzeichen des Guten sind, und mögen sie nicht vergessen, daß alles Große aus kleinen, mit unentwegter, ausdauernder Arbeit genährten Anfängen entstanden ist.

Der Kampf gegen die Schmutzliteratur.

(Fortsetzung.)

Der erste Akt, an dem alle Einzelarbeit der Frauen beginnen müßte, ist das Haus, die Kinderstube. Aber leider verstehen es viele Frauen der gebildeten Stände nicht einmal, ihr Haus vor diesem verderbenbringenden Schmutze reinzuhalten. Was das Dienstmädchen liest, ist den meisten Frauen völlig unbekannt, was da in der Tischlade, unter dem Kopfkissen, in den Taschen der Dienstmädchen steckt und heimlich in unbewachten Augenblicken verschlungen wird, entzieht sich der Kenntnis der Hausfrau. Sieht dieselbe einmal so ein ominöses Heft in grellfarbigem Umschlag in der Hand des Mädchens, so verbietet sie wohl

das Lesen in den Arbeitsstunden, weiter aber geht ihre Sorge nicht. Und durch die Dienstboten erhalten oft die Kinder die verbotene Schauerlektüre, und die heißhungrige Phantasie, namentlich der im Entwicklungsalter stehenden Knaben und Mädchen, nimmt mit wahrer Gier die gebotene Nahrung. Auch hier ahnen die Mütter oft nicht, was sich da zwischen Schulheften, Spielschachteln, in der Tiefe der Schränke vor ihren Blicken verbirgt, welches Gift unbemerkt sich in der Seele ihres Kindes verbreitet. Wie sich die Mutter um die Nahrung und die Kleidung ihrer Kinder kümmert, so muß sie auch um die Lektüre der Kinder sorgen. „Ich kann doch nicht alles selbst lesen", seufzt da wohl die vielgeplagte Hausfrau. Das ist auch nicht immer nötig, es gibt Merkblätter Orientierungsschriften, und manchmal wäre es auch besser, zu Weihnachten unterbliebe diese oder jene Handarbeit und die erübrigte Zeit gehörte den Weihnachtsbüchern der Kinder. Wie viele Käufer und Käuferinnen aber sehen den Titel an, die Umschlagzeichnung und wenn der Preis ihrem Wunsche entspricht, wird auf das Geratewohl gekauft. Daß man die besondern Veranlagungen, Fehler, Neigungen eines Kindes berücksichtigen muß, wird recht selten in Betracht gezogen. Eine an und für sich harmlose Indianer- oder Seefahrtgeschichte z. B. kann aber schon für einen zum Abenteuerlichen neigenden Knaben schädlich sein, während vielleicht einem allzu schwärmerischen sentimentalen Mägdlein eine etwas kräftigere Kost als eine sogenannte Backfischgeschichte not täte. Aber was bedeuten diese harmlosen Sachen gegen die Schundbücher, die unsere Kinder oft zu lesen bekommen! Sorgfältige Ueberwachung der Mutter und Bildung des Geschmackes durch gute Bücher sind die Mittel, die helfen können.

Weit schwieriger ist es natürlich, die Lektüre der Dienstboten zu beeinflussen, schwierig oft, weil ein starker Gegenwille da ist. Auch hier kann die Hausfrau nur wirken, wenn sie selbst, dem vorhandenen Lesebedürfnis Rechnung tragend, für gute Lektüre sorgt, auch einmal über das Gelesene spricht, kurz, Interesse für das geistige Leben ihrer Dienstboten zeigt. Manchmal hilft auch das einfache Rechenexempel: das Mädchen findet es billiger, wenn die Frau für Bücher sorgt, als wenn sie selbst 20—30 Rp. für ein Bändchen zahlen muß.

Was soll ein Mädchen lesen, woher sind die Bücher zu nehmen? Manches Buch des eigenen Bücherschrankes eignet sich wohl gut dazu und das Mädchen, das ein Buch aus der Hausbibliothek erhält, wird dies sicher zu schätzen wissen. Dann haben wir ja billige Büchersamm-

lungen, Zeitschriften ꝛc., die für ein Mädchen sich eignen; nur soll der Stoff nicht zu hoch gehen, damit er verstanden werde. Menschen, die den ganzen Tag über schwer arbeiten, haben in den Mußestunden selten Lust und geistige Spannkraft zu einer schweren Lektüre. Ihre Phantasie will spielen, will sich behaglich in einem weiten Garten ergehen, diese Lust ist es auch, die zügellos geworden und der Schundliteratur immer neue Leser zuführt. Ungeleitet wird das Spiel zur Leidenschaft, das Lustwandeln im Garten der Phantasie zum wüsten Rasen; wer also helfen will, muß zuerst zu leiten verstehen, muß wissen, was not tut. Es gilt auch hier, wie bei so mancher sozialen Arbeit, Dämme zu bauen, um der trüben Schlammflut Einhalt zu tun und es wäre gut, wenn sich die Frauen der Gefahr bewußt würden, und mitbauten an den Schutzwällen — gilt es doch das größte Heiligtum der Mutter

Die Seele ihrer Kinder zu schützen.

Geschmackvolle

Einbanddecken

zu „St. Elisabeths-Rosen“

sind à 90 Cts. zu beziehen bei **Räber & Cie.** in **Luzern.**

Bestellungen beliebe man gefl. u m g e h e n d einzusenden.

Auf Wunsch wird auch das Einbinden besorgt.

Einbanddecken für den Jahrgang 1908 stehen ebenfalls gerne zur Verfügung.

Kraftbrühe mit Markklößchen (Consommé aux boulettes de moëlle). Hat man keine vorrätige Bouillon und will man sich das ebenso kostspielige als langwierige Auskochen von Suppenfleisch ersparen, so verwendet man mit Vorteil Maggis Bouillon-Würfel, die nur durch Uebergießen mit kochendem Wasser sich augenblicklich zu vorzüglicher, klarer Bouillon auflösen. Ein Würfel gibt 1/4 Liter Fleischbrühe. Für 6 Personen rechnet man also 6 Würfel auf 1 1/2 Liter kochendes Wasser. Zur Herstellung der Markklößchen streicht man 70—80 Gramm recht frisches Rindermark durch ein Sieb, rührt es in einer kleinen Schüssel glatt und zieht nach und nach 4 Eigelb, 2 Messerspitzen Salz eine Brise Pfeffer und ein wenig Muskatnuß darunter. Zuletzt fügt man 2 1/2 Kaffeelöffel recht fein geriebenes frisches Weißbrot, 1 Löffel Mehl und 1 Kaffeelöffel gehackte Petersilie hinzu. Von dieser Mischung gibt man bohnengroße Stückchen in ein flaches Geschirr mit kochendem Salzwasser, läßt sie darin 8—10 Minuten ziehen, tropft hierauf die Klößchen gut ab und gibt sie in die Bouillon, die sogleich zu Tisch gereicht wird.

Insertions-Preise: 25 Cts. per Nonpareille-Zeile; bei unveränderter Wiederholung 20 Cts.

Inserate

Bei grössern Auftrtägen und mehrern Wiederholungen Extra-Rabatt. Stellengesuche 20 Cts. Reklamen 1 Fr.

Kleiner Taschenkalender

eleg. in farbigen Leinwand gebunden, m. Goldpressung. Enthält ausser dem Kalendarium viel Schreibpapier für Notizen, sowie eine Kartentasche. Preis 50 Cts.

RÄBER & Cie., LUZERN

Zwei alte Hausfreunde des Luzernervolkes

sind im Verlage von **Räber & Cie.** erschienen:

Der christliche Hauskalender 1910

mit reichem Lesestoff u. vielen Bildern. Interessante Artikel über Christentum und Freude. P. Bernhard Christen von Andermatt. Die Einnahme Roms durch den Gothenfürsten Alarich 24. August 410, von A. von Liebenau. — Johanna von Arc und P. Clem. M. Hofbauer. — Die gute alte Zeit. — Die alte Gremplerin von H. A. — Gediegener, reich illustrierter Weltüberblick, mit Abbildungen vom Katholikentag in Zug ꝛc. — Annoncen. 96 Seiten.

Preis nur 30 Cts.

Der Thüring'sche Hauskalender 1910

mit dem Verzeichnis der Behörden des Kantons Luzern und Angabe der Sitzungstage. — Luzerner Totentafel mit den Porträts von Bundespräsident Dr. Jos. Zemp, Nationalrat Candid Hochstraßer, Propstresignat Kaspar Josef Stutz, Großrat Johann Herzog von Münster und Frau Witwe El. Ineichen-Disler zum Kreuz in Neuenkirch ꝛc. Viele interessante und belehrende Artikel, reich illustriert. — Annoncen. 80 Seiten.

Preis nur 20 Cts.

Soeben erschien in **vierter** Auflage:

Ob wir Ihn finden?

Gedankenwanderungen durch Grosswelt und Kleinwelt, Innenwelt und Aussenwelt von **A. Meyenberg.**
216 Seiten. Preis broschiert Fr. 1.75, in Geschenkband Fr. 3.—
Bestellungen beliebe man umgehend zu senden an

Räber & Cie. in Luzern.

Kaisers Haushaltungsbuch

für die Hausfrau
Preis Fr. 1. 30.

Infolge der praktischen Einteilung und der vornehmen, preiswerten Ausstattung hat sich dieses Buch mit grossem Erfolg in der ganzen Schweiz eingeführt. Fast alle schweiz. Frauenzeitungen haben auf seine Vorzüge aufmerksam gemacht und es warm empfohlen. Erhältlich in Buchhandlungen und Papeterien oder direkt von den Verlegern Kaiser & Co., Bern.

Kaisers einfache Haushaltungs-Statistik

für Familienväter, Hausfrauen oder Einzelstehende, eine wertvolle Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben und des Vermögensstandes. Dieses Buch kann allein, oder als Ergänzung zu Kaisers Haushaltungsbuch für die Hausfrau gebraucht werden; es verlangt wenig Mühe zur Führung und verschafft ein klares Bild. Die enthaltenen Aufstellungen und Tabellen sind so einfach und praktisch, dass wer sie kennt, sie nicht mehr missen kann. — Erhältlich in Buchhandlungen und Papeterien oder direkt von den Verlegern Kaiser & Co., Bern. — Preis Fr. 1.30.

Haushaltungsbücher

zum Einschreiben der täglichen Ausgaben

Sehr praktisch!

Zu haben bei

Räber & Cie.
Luzern

Unreines

Blut, Hautausschläge. Rachitis, Scropheln, Flechten und Drüsen verschwinden durch eine Kur mit

GOLLIEZ'
Nußschalensyrup
(Marke: „2 Palmen").
Bester Ersatz für Leberthran.
Zu haben in allen Apotheken in Fl. à 3 Fr. und 5.50 und in der
Apotheke Golliez, Murten.

Frauenbilder:

Amalie Fürstin von Gallitzin

Von **Hanny Brentano.**

Mit zwölf Abbildungen. *M* 1.80; geb. in Leinwand *M* 2.50.

Eine neue, recht zeitgemäße Sammlung beginnt mit diesem gefällig ausgestatteten Bändchen zu erscheinen: Lebensbilder von bedeutenden Frauen in lebendiger, allgemein verständlicher Darstellung, auf gediegener historischer Grundlage, gewidmet unserer gebildeten Frauenwelt, zumal der weiblichen Jugend.

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Kirchen-Paramente

Kirchenkerzen ✻ Wachskerzen
in reichster Auswahl
empfehlen
Räber & Cie., Luzern

Verlag von Räber & Cie.,

Buchdruckerei, Buch- und Kunsthandlung, Luzern

Ferienbider. **Mosaiken von einer Reise zum Eucharistischen Kongress in Köln.** *Von Prof.* ***A. Meyenberg.***

Eilende Fahrten — Frankfurt — Triumph der Religion in den Künsten — Literaturstreit — Nach Erfurt — Kardinal Pacca's und Kardinal Vanutellis Rheinfahrt: 1786 und 1909 — Die eucharistische Woche in Köln Zeppelin — Düsseldorf: Christliche Kunst — Heimfahrt.

210 Seiten

Preis broschiert Fr. 2.20, M. 1. 80. In Geschenkband Fr.3. 50, M. 3. 20

Herzogs Bienenwachs-Balsam

ist unentbehrlich für jedes Haus. Anerkannt bestes und sicheres **Heilmittel** für **Hautkrankheiten** aller Art, besonders für **Brandschäden, alte, eiternde Wunden, Haemorrhoiden, Flechten etc.** **Spezialität für gesprungene Haut** (Hickel) und **Frostbeulen** (Gfrörni). Aerztlich geprüft. Absolut unschädlich. Ehren-Diplome und goldene Medaille Paris 1908. (Eingetr. Schutzmarke).

Erhältlich in **Luzern**: bei Hrn. **R. Suter**, Victoria-Apoth., **O. Suidter** Central-Apoth., **M. Amrein**, Falken-Apoth., **R. Bossard**, Löwen-Apoth. **Kriens: J. Stalder**, Pilatus-Apoth. Auswärts in allen größern Ortschaften oder direkt bei **M. Herzog**, Wachswarenfabrik **Sursee**, Kt. Luzern.

Tuchfabrikation

Gebrüder Ackermann in Entlebuch.

Wir beehren uns, unser Geschäft unserer werten Kundschaft und einem weitern Publikum speziel auch für **Kundenarbeit** in Erinnerung z. bringen

Wir fabrizieren Tuch

ganz- und halbwollene Stoffe **für solide Frauen- u. Männerkleider** und bitten genau auf unsere Adresse 3723

Gebrüder Ackermann in Entlebuch

zu achten. Durch die während Jahrzenten gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen in der

Tuchfabrikation

sind wir imstande **jedermann recht z. bedienen.**

Um rechtzeitig liefern zu können, bitten wir um baldige Einsendung des Spinnstoffes, Schafwolle oder auch Wollabfälle. **Gebrüder Ackermann.**

Richter's Ankersteinbaukasten

ein Idealspiel für Kinder jeden Alters ist zu beziehen durch **Räber & Cie., Luzern.**

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Chasle, L., Schwester Maria vom göttlichen Herzen Droste zu Vischering,

Ordensfrau vom Guten Hirten. Nach dem Französischen unter Benutzung deutscher Originaltexte frei bearbeitet von P. L. Sattler O. S. B. Dritte Auflage. Mit fünf Abbildungen. 8°. (XVI u. 368) *M* 3.40; geb. in Leinw. *M* 4.20.

„. . . Aus dem Buche tritt uns eine ganze, volle Persönlichkeit entgegen, eine echt deutsche Frauenseele, kernig u. stark wie Westfalens Erde und doch voll Güte u. Milde."

(Katholische Frauenzeitung, Einsiedeln 1907, Nr. 19.)

Echtes schwarzes Klostertuch anerkannt solidest. Strapazierstoff für Kleider, Röcke und Schürzen liefert an Anstalten und Private billigst

H. Klingler-Scherer, Mänelhaus, St. Gallen.

Couverts mit Firma

liefern

Räber & Cie., Luzern

Wie erlangt man wahre Schönheit?

Lassen Sie sich nicht einreden, dass Sie nur ein Crème, Puder, Schminke, Wasser, Apparat etc. zu benutzen brauchen, um irgendwelche körperliche Mängel zu beseitigen. — Wenn Ihnen daran liegt, körperliche Vorzüge zu erlangen, zu erhalten und zu fördern, dann wenden Sie meine natürliche Schönheitspflege an, die einzige, die ehrlich hält, was sie verspricht, und Ihnen alles bietet, was Sie zur Pflege und Erhaltung wahrer Schönheit nötig haben und sich nicht nur für Damen jedweden Alters, sondern auch für Herren und Kinder eignet.

Blendendreinen rosigzarten Teint

erlangen Sie in 10—14 Tagen bei Anwendung meines Mittels „Venus". Durch unmerkliche aber stete Erneuerung und Verjüngung der Oberhaut werden Sommersprossen, Mitesser, Säuren, Haut- und Nasenröte, Falten und Runzeln, dunkle Ringe unter den Augen, gelbe und rote Flecken etc. gründlich und für immer unter Garantie beseitigt. — Die Haut wird sammetweich und jugendfrisch. Hierzu Gratis-Broschüre: Die moderne Schönheitspflege.

Preis Fr. 4.75.

Stirnfalten *welche das Gesicht gealtert und unfreundlich erscheinen lassen, werden schnell und sicher beseitigt durch meine Stirnbinde. (Nur nachts umzulegen).* *Preis Fr. 4.—.*

Doppelkinn *verleiht dem Antlitz einen plumpen Ausdruck und lässt es unverhältnismässig gross erscheinen. Vollständige Beseitigung durch meine Kinnbinde (nur nachts umzulegen). Die anmutige Grenzlinie zwischen Gesicht und Hals wird wiederhergestellt.* *Preis Fr. 4.—.*

Enthaarungsmittel *zur Beseitigung jeden unerwünschten Haarwuchses mit der Wurzel. Weit besser als Elektrolyse.* *Preis Fr. 2.20.*

„Juno" *sicheres Mittel zur natürlichen Vergrösserung und Festigung der Büste bei unentwickelten oder entschwundenen Formen. Aeusserliche Anwendung. Einmalige Anschaffung genügt. Preis Fr. 6.—.*

„Norma" *graziöse Formen werden erzielt mit „Norma". Fettleibigkeit (Korpulenz), Ueberfülle der Büste und der übrigen Körperformen wird schnell und unbedingt sicher mit „Norma" beseitigt. Nur äusserlich.* *Preis Fr. 6.—.*

Keine Berufsstörung. — Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Institut für Schönheitspflege

Frau H. D. Schenke, Zürich, Löwenplatz 43